

VOLKSWAGEN

AKTIENGESELLSCHAFT

FPD | 02

Schriften zur Unternehmensgeschichte von Volkswagen



Die Zukunft der Erinnerung.

Eine Wolfsburger Tagung

FPD

Forschungen Positionen Dokumente

02

Schriften zur Unternehmensgeschichte von Volkswagen, Band 2

Die Zukunft der Erinnerung.

Eine Wolfsburger Tagung

IMPRESSUM

HERAUSGEBER

für die Historische Kommunikation der Volkswagen Aktiengesellschaft
Manfred Grieger, Ulrike Gutzmann, Dirk Schlinkert

LEKTORAT

Simone Görl, Henning Kampherbeek

GESTALTUNG

design agenten, Hannover

DRUCK

Nowak, Druck- und Medienmanagement

ISSN 1613-5776

ISBN 978-3-935112-30-0

© Volkswagen AG

Wolfsburg 2008

Die Zukunft der Erinnerung.

Eine Wolfsburger Tagung

Inhalt

1.	Erinnern und Gedenken am Scheideweg – ein österreichischer Zwischenruf. Bertrand Perz	07
2.	Ein Schlachtfeld wird besichtigt. Sieben Kreise transnationaler Erinnerung Europas. Claus Leggewie	21
3.	Wege zur „erlebten Geschichte“. Zur Visualisierung von Erinnerungen in der Gedenkstättenpraxis. Insa Eschebach	37
4.	Der Zeitzeuge. Spurensuche im Übergang zum kulturellen Gedächtnis. Dirk Schlinkert	47
5.	Erinnerungskultur zwischen Vergangenheitsgerede, Geschichtspolitik und historischer Selbstreflexion. Volkhard Knigge	61
6.	Das Konzentrationslager-Lied als Geschichtsvermittler und Erinnerungsträger: Vorschläge für neue Traditionen in der Gedenkkultur. Juliane Brauer	71
7.	Geliehene Identitäten. Opferidentifizierung und kollektive Erinnerung. Ulrike Jureit	85
8.	Vergesst das Erinnern. Warum wir in Zukunft mehr über das Vergessen reden müssen. Tillmann Bendikowski	99
9.	Die bundesdeutsche Erinnerung an die NS-Massenverbrechen zwischen Säkularreligion und Universalisierung – Vermutungen eines Unternehmenshistorikers. Manfred Grieger	111

01

Bertrand Perz

**Erinnern und Gedenken am Scheideweg
– ein österreichischer Zwischenruf.**

Erinnern und Gedenken an den Nationalsozialismus haben in den letzten 15 Jahren eine massive Veränderung erfahren. Dies wird – neben den politischen Umbrüchen seit Ende der 1980er Jahre – vor allem mit dem Umstand verbunden, dass die Zahl derer, die die Zeit des Nationalsozialismus bewusst erlebt haben, von Jahr zu Jahr kleiner wird.

Breiter Konsens besteht darüber, dass diese als Übergang vom kommunikativen zu kulturellen Gedächtnis beschreibbaren Veränderungen gerade die Gedenkstätten vor große Herausforderungen stellen. Sie verbinden sich mit ganz konkreten Befürchtungen, mit dem zunehmend größer werdenden Abstand zur Zeit des Nationalsozialismus und ohne Zeitzeugen ihre Legitimationsbasis, die sich aus dem heute noch vorhandenen gesellschaftlichen wie politischen Interesse speist, zu verlieren. Zwar sind gerade die 1990er Jahre von einem Erinnerungsboom gekennzeichnet, der bis heute anhält – dieser erweist sich aber bei näherem Hinsehen, wenn es etwa um konkrete wissenschaftliche, pädagogische, museologische oder ästhetische Probleme von Gedenkstätten geht, als defizitär.¹ Wie sollen die Gedenkstätten auf diese Veränderungen reagieren? Welcher Zukunft gehen sie als Erinnerungsagenturen entgegen?

Wie diese „Zukunft der Erinnerung“ aussehen könnte, kann mit dem methodischen Instrumentarium der Geschichtswissenschaft nicht beantwortet werden. Als sinnvoll erwiesen hat sich dagegen der Blick zurück auf die mehr als 60 Jahre währende „Geschichte der Erinnerung“, um die sich verändernden Bedingungen auszumachen, unter denen Gedenkstätten künftig agieren müssen. Dazu zählt wohl an erster Stelle die bereits erwähnte Tatsache, dass die Gedenkstätten in absehbarer Zeit ohne Überlebende auskommen werden müssen, an deren Einspruch sich jede Gedenkstätte letztlich bis heute orientieren kann.

Ein Rückblick auf die Geschichte der Erinnerung an den Nationalsozialismus schärft überdies den Blick für die Frage, inwieweit die in der jeweiligen Vergangenheit vorgestellte Zukunft die denkmalpolitischen Interventionen mit bestimmt hat und den erwarteten Verlauf genommen hat oder eben nicht. Man kann jedenfalls davon ausgehen, dass die Entwicklung wohl von den jeweiligen Protagonisten kaum erwartet wurde.

Es scheint daher nicht zufällig, dass in den Gedenkstätten selbst das Interesse an ihrer institutionellen Geschichte seit Beginn der 1990er Jahre erheblich zugenommen hat. Gleichzeitig ist die Historisierung der Gedenkstätten ein Faktum, dass deren heutige Situation, in der jede Investition und Intervention als Teil der Erinnerungsgeschichte begriffen werden kann und wird, von der Zeit davor, als diese noch weitge-

– 1

Vgl. Einleitung in: Volkhard Knigge/Norbert Frei (Hrsg.): Verbrechen erinnern. Die Auseinandersetzung mit Holocaust und Völkermord, München 2002.

_2

Die folgenden Ausführungen basieren auf Bertrand Perz: Die KZ-Gedenkstätte Mauthausen 1945 bis zur Gegenwart, Innsbruck/Wien/Bozen 2006 sowie: Ders.: Nationalsozialismus und Zweiter Weltkrieg. Berichte zur Geschichte der Erinnerung. Kapitel: Österreich, in: Knigge/Frei, Verbrechen, S. 150-162.

hend als unmittelbar auf die NS-Zeit bezogenen Orte gesehen wurden, deren je eigener Geschichte keine große Bedeutung zugemessen wurde, erheblich unterscheidet. Es geht also darum, aus der Geschichte der Gedenkstätten und den gegenwärtigen Entwicklungen Tendenzen wie Probleme sichtbar zu machen und die damit verbundenen möglichen künftigen Herausforderungen zu diskutieren. Die folgenden Ausführungen über den österreichischen Fall, im konkreten die Auseinandersetzung mit der Geschichte der Gedenkstätte Mauthausen und ihrer gegenwärtigen Entwicklung stellen eine Möglichkeit dar, Ähnlichkeiten und Differenzen zur Entwicklung der deutschen Gedenkstätten herauszuarbeiten.²

Nun ist bekannt, dass unabhängig von den jeweiligen nationalstaatlichen Besonderheiten und den politischen Systemen die Geschichte der Erinnerung in den verschiedenen europäischen Staaten nach 1945 viele erstaunliche Parallelen aufweist. Auf der anderen Seite lassen sich doch auch sehr spezifische mit der jeweiligen nationalen Geschichte verbundene Entwicklungen feststellen. In diesem Sinne zielen meine Ausführungen darauf, weniger auf parallele Entwicklungen der österreichischen zur deutschen bzw. zu den beiden deutschen Erinnerungskultur(en) hinzuweisen, sondern Unterschiede zu betonen.

Zunächst einige Bemerkungen zur Ausgangslage Österreichs 1945 im Unterschied zu den zwei anderen Nachfolgestaaten des NS-Staates, die maßgeblich für die spezifischen Ausformungen einer Erinnerungskultur waren. Österreich ist bekanntlich als Staat 1945 nicht aus eigener Kraft wieder entstanden, sondern als Folge der militärischen Niederlage Deutschlands. Die schon im Oktober 1943 in Moskau deklarierte Absicht der Alliierten, Österreich aus Großdeutschland herauszulösen, den „Anschluss“ rückgängig zu machen und als eigenen Staat wiedererstehen zu lassen, und die damit verbundene Feststellung, dass Österreich das erste Opfer der Hitlerischen Aggressionspolitik war, haben es den österreichischen Regierungen nach 1945 einfach gemacht, den Nationalsozialismus zu externalisieren und Österreich in die Reihe jener Staaten zu stellen, die zu den Opfern des nationalsozialistischen Deutschlands zählten.

Schon in der Proklamation der neuen österreichischen Regierung vom 27. April 1945 wurde diese Opferthese weit über die Frage der völkerrechtlichen Einschätzung des „Anschlusses“ hinaus ausgedehnt und nicht nur das Land, sondern auch die gesamte Bevölkerung zu einem Opferkollektiv erklärt. Zwar hatten die Alliierten 1943 Österreich noch verantwortlich für die Teilnahme am Krieg gemacht, aber gleichzeitig in Aussicht gestellt, die möglichen Folgen dafür von der Bereitschaft der österreichischen Bevölkerung zur Selbstbefreiung abhängig zu machen.

Es gab Widerstand gegen das Regime, vor allem von kommunistischer Seite, gleichwohl erreichte der Widerstand in Österreich nie den Grad einer massenwirksamen Verweigerung. Trotzdem sollte für die Zurückweisung von Verantwortung am nationalsozialistischen System und die Befestigung der Opferthese die Existenz eines Widerstandes nicht unmaßgeblich werden. Er war die Legitimationsbasis der neuen Republik und spielte somit eine wesentliche Rolle im Nationswerdungsprozess. Nicht zuletzt gelang es den österreichischen Diplomaten, aus dem 1955 abgeschlossenen Staatsvertrag einen Passus über die Mitverantwortung Österreichs am Krieg in letzter Minute noch hinaus zu streichen.

So erfolgreich die Opferthese und der Verweis auf den Freiheitskampf außenpolitisch eingesetzt werden konnten, so standen diese nach innen im krassen Widerspruch zum tatsächlichen Verhältnis der österreichischen Gesellschaft zum Nationalsozialismus. Denn der Behauptung, nicht nur als Staat, sondern auch als „Volk“ vor allem Opfer gewesen zu sein, standen die Tatsachen gegenüber, dass es eine eigene österreichische Vorgeschichte des Nationalsozialismus gab, dass österreichische Nationalsozialisten maßgeblich zum „Anschluss“ an Deutschland beigetragen hatten, dass die antisemitischen Pogrome vor allem in Österreich ein enormes Ausmaß erreichten, dass die österreichische Gesellschaft mit fast 700.000 NSDAP-Mitgliedern in einem höheren Grad in dieser Partei organisiert war als die Gesellschaft im „Altreich“, dass über eine Million österreichischer Männer in der Wehrmacht gedient hatten und Österreicher maßgeblich an den NS-Verbrechen beteiligt waren.

Trotz oder gerade wegen dieser Tatsache blieb in Österreich die These vom ersten Opfer Hitlerdeutschlands bis in die 1980er das zentrale staatliche Narrativ in Bezug auf die nationalsozialistische Vergangenheit und diente dem Nationsbildungsprozess. Alle erinnerungspolitischen Projekte der Republik standen unter den Vorzeichen der Betonung dieses Widerstandes. Erst mit der Affäre Waldheim wurde diese Erzählung auch nach außen hin sichtbar brüchig.

Die These vom ersten Opfer war nicht nur problematisch, weil sie den Nationalsozialismus weitgehend externalisierte (wovon auch die ehemaligen Nationalsozialisten profitierten, unabhängig von der Tatsache, dass sie die Opferthese als Geschichtslüge abtaten), sondern auch aus dem Umstand der Schaffung eines relativ unkritischen Österreichnationalismus. Wohl nicht zufällig ist mit dem Aufstieg Jörg Haider die Freiheitliche Partei von einem prononcierten Deutschnationalismus zu einem Österreichnationalismus umgeschwenkt, freilich ohne an den damit verbundenen politischen Inhalten Wesentliches zu ändern.

Trotz Opferthese musste die neue Republik mit dem Umstand einer großen österreichischen Beteiligung am Nationalsozialismus umgehen. Die Entnazifizierung wurde in der Folge hauptsächlich eigens geschaffenen Volksgerichten überlassen, die in den ersten Jahren eine beachtliche Aktivität entfalteten. Ein tief greifender Prozess gesellschaftlichen Umdenkens fand jedoch nicht statt. Diese Entnazifizierungsbemühungen waren von relativ kurzer Dauer und wurden von den Parteien selbst bald unterlaufen, die sich ab 1947/48 um das Wählerpotential der ehemaligen Nationalsozialisten bemühten. Das Buhlen um deren Stimmen führte vor dem Hintergrund von Kaltem Krieg, Westintegration und antikommunistischer Grundstimmung rasch zu einem Ende der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus auf politischer wie juristischer Ebene. Eine Wiederbelebung der juristischen Verfolgung wie in der Bundesrepublik in Folge des Jerusalemer Eichmann-Prozesses fand in Österreich nicht statt.

Die Erinnerung an den Nationalsozialismus wurde staatlicherseits zunächst gemäß den geschichtspolitischen Intentionen der Gründungsparteien der zweiten Republik gestaltet und hatte stark legitimatorischen Charakter. Die Denkmäler dieser Jahre sind vor allem Ausdruck einer politischen Martyrologie. Gedacht wurde im Sinne eines politischen Totenkults vor allem jener, die als Kämpfer für ein freies Österreich gestorben waren oder als solche vereinnahmt werden konnten. Mit der Reintegration der ehemaligen Nationalsozialisten und vor dem Hintergrund des Kalten Krieges wurde in den 1950er Jahren der österreichischen Gedächtnislandschaft ein anderes Gedenken dominant. Die antifaschistischen Erinnerungszeichen der 1940er Jahre wichen einer konkurrierenden Geschichtskultur, die sich vor allem auf dem Land breit machte und in Denkmälern an die gefallenen Wehrmachtssoldaten ihren Ausdruck fand. In den 1950er Jahren wurde praktisch in jedem Dorf in Österreich ein Kriegerdenkmal aufgestellt, meist verbunden mit der Konstituierung von Ortsgruppen des österreichischen Kameradschaftsbundes, jener Organisation, die eines ihrer Hauptanliegen in der Wahrung der Ehre der Soldaten sieht.

Die Frage der nationalen Identität wird aber in den Kriegerdenkmälern auf ganz andere Weise angesprochen als in jenen für die antifaschistischen Kämpfer. Der Widerspruch, als Österreicher beim Dienst in der deutschen Wehrmacht gefallen zu sein, wird durch Begriffe wie Heimat und Vaterland aufgelöst, für die der Opfertod „Pflichterfüllung“ war. Die geringe gesellschaftliche Tiefenwirkung des zentralen staatlichen Erklärungsmodells, der Opfertheorie und der Berufung auf den österreichischen Widerstand, wird hier ebenso deutlich wie das Weiterleben von mehr oder weniger bewussten Bindungen an die nationalsozialistische Zeit im kollektiven Gedächtnis. Der in den Kriegerdenkmälern angelegte Widerspruch sollte erst mit dem Satz von Kurt Waldheim, er habe im Krieg nur seine Pflicht erfüllt, in den 1980er Jahren öffentlicher Diskussionsgegenstand werden.

Der Umgang mit dem Erbe des Konzentrationslager-Systems auf österreichischem Boden mit seinem Doppellager Mauthausen-Gusen und an die 40 Außenlager war zunächst vom Wunsch nach Untermauerung der Opferthese geprägt. Das im Mai 1945 von der US-Armee befreite Stammlager Mauthausen kam ab Sommer 1945 unter sowjetische Verwaltung, diente für mehrere Monate als Kaserne und stand danach für ein Jahr leer. In dieser Zeit nutzte die umgebende Bevölkerung das Lager als einen Ort, an dem man durch wilde Demontage billig an dringend benötigte Baustoffe kam. Mauthausen war nie Internierungslager und damit unterscheidet sich die Nachgeschichte von vielen anderen Lagern wie etwa Dachau oder Buchenwald, die sich mit der Frage einer doppelten oder geteilten Erinnerung verbindet.

Auf Initiative ehemaliger Häftlinge übergab die sowjetische Besatzungsmacht im Juni 1947 das Gelände an die Republik mit der Auflage, hier eine würdige Gedenkstätte zu errichten. Mauthausen zählt damit zu den ganz frühen staatlichen Konzentrationslager-Gedenkstätten in Europa. Zwischen 1947 und 1949 etablierte die Republik in Absprache mit dem sich konstituierenden österreichischen Häftlingsverband auf dem Lagergelände eine staatliche Gedenkstätte, die mit dem Abriss weiter Bereiche des Lagers einherging. Ehemalige Häftlinge und die Republik trafen sich im gemeinsamen Interesse, die Relikte im Sinne der Etablierung einer martyrologischen Gedächtnislandschaft zu minimieren, wobei der übereinstimmende Nenner zwischen den dominanten kommunistischen Verbandsfunktionären und den sozialdemokratischen und konservativen Vertretern der Republik die Gestaltung der Gedenkstätte als Beleg für den Kampf um die Befreiung Österreichs war, unabhängig von der Tatsache, dass in diesem Lager nur eine Minderheit der Häftlinge aus Österreich kam und der prozentuelle Anteil der Österreicher in der Wachmannschaft vermutlich zeitweise höher war als unter den Häftlingen.

Mit der Einrichtung dieser Gedenkstätte verbunden war der Ausschluss aller deutschen und österreichischen Häftlinge aus dem Totengedenken, die nicht unter die Kategorie der politischen Häftlinge fielen. Der nationalen Martyrologie, die in einem säkularen Weiheraum der Nationen ihren Ausdruck fand, in der die österreichische Fahne, umgeben von jenen der Alliierten im Mittelpunkt stand, wurde den politischen Machtverhältnissen im Lande entsprechend, durch die Einrichtung einer Kapelle im Lager eine katholische Martyrologie zur Seite gestellt. Der viel radikalere Vorschlag von Vertretern der konservativen Österreichischen Volkspartei, auf dem Lagergelände ein leuchtendes weithin sichtbares Kreuz zu errichten und damit Mauthausen zu universalisieren als Stätte menschlichen Leidens und Märtyrertums, als „Kalvarienberg Europas“, wie eine Zeitung titelte, scheiterte vor allem an den als zu hoch angesehenen Abrisskosten für die mächtigen Steinmauern des Lagers, aber auch am Einspruch der sowjetischen Besatzungsmacht.

Obwohl die 1949 eingerichtete Gedenkstätte zu einem Großteil aus den Verkaufserlösen für die abgerissenen Baracken finanziert worden war, und sie als Beleg für die Opferthese erhalten sollte, hinderte dies österreichische Printmedien nicht daran, gegen die „sündteure Renovierung“ des ehemaligen Lagers anzuschreiben. Tenor einiger ablehnender Kommentare war, dass das Konzentrationslager Mauthausen dürfe als „unösterreichisch“, „landfremd“ und nicht zur eigenen „Kultur“ gehörig auch nicht „konserviert“ werden.

Diese Kritiken verweisen auch schon auf die veränderte politische Landschaft zu Beginn der 1950er Jahre. So erlahmte auch das staatliche Interesse für Mauthausen mit der Einrichtung der Gedenkstätte. In einer vom Kalten Krieg und der vollzogenen Wiedereingliederung der Nationalsozialisten geprägten politischen Sphäre war Mauthausen weitgehend marginalisiert und nur mehr ein Anliegen ausländischer und österreichischer kommunistischer ehemaliger Häftlinge, die versuchten, ihren Einfluss vor allem über die Gründung eines Internationalen Mauthausen-Komitees zu wahren, das Mauthausen für die Republik auch zu einer außenpolitischen Angelegenheit machte. Die vom Wirtschaftswunder geprägte Ikonographie der Republik kam ohne Bilder aus Mauthausen aus. Das unterscheidet die Gedenkstätte Mauthausen, obwohl anfänglich ebenfalls Ausdruck staatlicher Symbolpolitik, ganz wesentlich von den in der DDR geschaffenen Konzentrationslager-Gedenkstätten.

Als staatliche Gedenkstätte war Mauthausen andererseits in den 1950er Jahren geprägt von der Systemkonkurrenz des Kalten Krieges. War bis dahin der historische, wenn auch durch gezielten Teilabriss entsprechend zugerichtete Überrest als adäquate Repräsentation des Häftlingsleidens angesehen worden, so entstand zwischen 1950 und 1965 auf Initiative aus den verschiedenen Ländern, aus denen Konzentrationslager-Häftlinge kamen, eine große Ansammlung nationaler Denkmäler. Die in bipolarer Konkurrenz gegenüberstehenden europäischen Staaten konnten sich hier während des Kalten Krieges auf neutralem Boden präsentieren, die von Anbeginn bestehende nationale Fragmentierung der Erinnerungskultur in Mauthausen mit Österreich als Mittelpunkt wurde noch einmal verstärkt.

Waren in Mauthausen bis in die 1960er Jahre die Funktionen als Friedhof und Denkmal dominierend, so trat mit der Etablierung einer historischen großen Ausstellung, die 1970 durch den gerade zum Bundeskanzler bestellten Bruno Kreisky eröffnet wurde, die Funktion des zeitgeschichtlichen Museums in den Vordergrund. Freilich stand auch diese von ehemaligen Häftlingen kuratierte Ausstellung ganz im Zeichen der Opferthese, sollte den Widerstand im Sinne der Moskauer Deklaration herausstreichen und war wohl auch deshalb von der Regierung finanziert worden.

Die Einrichtung der Ausstellung war eine Voraussetzung für jene von den Sozialdemokraten forcierte staatlich organisierte Erinnerungspolitik, die die Gedenkstätte Mauthausen seit den 1970er Jahren mit der zunehmenden Bedeutung der Zeitgeschichte und der „politischen Bildung“ in den Schulen zu dominieren begann. Sie war begleitet von einem massiven Ansteigen der Besucherzahlen, die bis Ende der 1980er Jahre auf bis zu 200.000 Personen pro Jahr kletterten.

Damit ist auch schon eine Voraussetzung angesprochen, die Mauthausen von einer marginalisierten Position in den 1950er Jahren in den letzten Jahrzehnten zunehmend ins Zentrum einer österreichischen Erinnerungskultur rückte. In dem Maße, in dem die Unterrichtung über den Nationalsozialismus in Österreich seine institutionelle Form vor allem in der Konzentrationslager-Gedenkstätte Mauthausen gefunden hatte, wurde die Frage nach den vermittelten Inhalten virulent. Nicht nur pädagogisch-didaktische und organisatorische Defizite, sondern vor allem die zunehmende Diskrepanz zwischen der Darstellung des Nationalsozialismus in Mauthausen und den mittlerweile von der Geschichtswissenschaft zur Verfügung gestellten und spätestens mit der Präsidentschaftskandidatur Kurt Waldheims in den 1980er Jahren auch öffentlich diskutierten Geschichtsbildern, die die Mitverantwortung der österreichischen Gesellschaft zeigten, führten zu einer heftigen Debatte. Vor dem Hintergrund der nach 1989 einsetzenden internationalen Diskussion um die Orte der nationalsozialistischen Verbrechen und dem jeweiligen geschichtskulturellen Umgang mit diesen Orten in den einzelnen Ländern, stand vor allem die Frage nach der Instrumentalisierung für staatliche Symbolpolitiken in Mauthausen im Raum. Die Gedenkstätte Mauthausen war damit an das Ende einer bestimmten Entwicklung gekommen. Für den Beleg der Opferthese wurde sie staatlicherseits nicht mehr benötigt.

Betrachtet man nun die Entwicklung in den letzten 15 Jahren, die die heutigen Problemlagen von Erinnern und Gedenken berühren, so lässt sich zunächst feststellen, dass die gerade für Deutschland kennzeichnende Reformphase der Gedenkstätten hier nur in Ansätzen zu erkennen ist. Generell lässt sich feststellen, dass mit der weitgehenden Relativierung der Opferthese für das staatliche Selbstverständnis seit Ende der 1980er Jahre Mauthausen als staatliche Gedenkstätte ihre zentrale Funktion verlor. Das zur selben Zeit zunehmende Interesse an einer Auseinandersetzung mit der Geschichte der Außenlager verstärkte diese Entwicklung, da deren vor allem mit der Zwangsarbeit in der Rüstungsindustrie verknüpfte Geschichte besonders auf die Partizipation der österreichischen Wirtschaft verwies.

_3

In der Gedenkstätte selbst gab es bis vor kurzem nur einen Verwalter und Betreuungspersonal, das sich heute vor allem aus Zivil-dienern rekrutiert. Seit wenigen Monaten gibt es erstmals auch vor Ort eine für die Pädagogik an der Gedenkstätte verantwortliche Person.

Mit der notwendigen Neupositionierung Österreichs nach 1989 und insbesondere mit dem EU-Beitritt blieb allerdings das Interesse der jeweiligen Regierungen an einer Außenpräsentation Österreichs im Hinblick auf sein Verhältnis zur nationalsozialistischen Vergangenheit bei den jährlichen Befreiungsfeierlichkeiten aufrecht. Ausdruck dieses Interesses ist auch die allmähliche Bedeutungsverlagerung des wichtigsten staatlichen Feiertages, des an die Neutralitätsgesetzgebung erinnernden Nationalfeiertages 26. Oktober hin zum Jahrestag der Befreiung des Konzentrationslagers Mauthausen am 5. Mai, der möglicherweise in absehbarer Zeit den bisherigen Nationalfeiertag ersetzen wird. Die Republik wie die mit ihr kooperierenden Häftlingsverbände waren aber nicht mehr die einzigen Akteure im Feld der Erinnerung. Wie die Infragestellung des Deutungsmonopols der bisherigen Akteure durch die Geschichtswissenschaft bekundeten nun unterschiedlichste gesellschaftliche Gruppierungen vor allem aus der jüngeren Generationen ihr Interesse an einer Nutzung der Gedenkstätte als Bühne für ihre jeweiligen Anliegen.

Trotz dieser veränderten Bezugnahme auf Mauthausen wurde der inhaltlichen Kritik an der Gedenkstätte Mauthausen lange Zeit nur sehr bedingt Rechnung getragen. Die verantwortlichen Stellen, das zuständige Bundesministerium für Inneres (BMI), aber auch die österreichischen ehemaligen politischen Häftlinge reagierten zunächst ablehnend auf die vor allem von der Geschichtswissenschaft formulierte Kritik. Ein wesentlicher Grund dafür war die ebenfalls der Kritik unterzogene Organisationsstruktur der Gedenkstätte selbst. Die Gedenkstätte wird seit der Eröffnung 1949 bis heute direkt von einer Abteilung des BMI geführt, die ihren Sitz in Wien und nicht in Mauthausen hat. Es handelt sich also um eine Struktur, die organisatorisch noch unmittelbarer an die politischen Machtträger gebunden ist, als dies in den so genannten realsozialistischen Ländern der Fall war. Diese ministerielle Struktur war darüber hinaus in den 1970er und 1980er Jahren eng mit der österreichischen Lagergemeinschaft Mauthausen verknüpft, deren wichtiger Vertreter Hans Maršálek für längere Zeit selbst in Personalunion im BMI für die Gedenkstätte zuständig war.³

Die in den 1990er Jahren formulierten Reformvorstellungen fanden lange keinen Adressaten in der Gedenkstättenverwaltung. Vor allem gilt das für die zentrale Forderung der Ausgliederung der Gedenkstätte aus dem Bundesministerium für Inneres und Schaffung einer eigenständigen wissenschaftlich-pädagogischen Gedenkstättenorganisation in Mauthausen. Lehnte die zu dieser Zeit noch aktive Lagergemeinschaft Mauthausen eine Ausgliederung ab, weil man gerade die Staatlichkeit als Garantie für den Fortbestand der Gedenkstätte sowie für das bis dahin kaum in Frage gestellte Deutungsmonopol der Lagergemeinschaft ansah, so wollten die – lange Zeit sozialdemokratischen – Innenminister die Mauthausen-Agenden nicht abgeben, weil sie damit einen als „soft“ angesehenen Politikbereich im Verhältnis zur harten Asyl- und Ausländerpolitik bespielen konnten, der gerade auch innerparteilich der Eigenprofilierung dienen konnte.

Bereitschaft, der Kritik an der Gedenkstätte Rechnung zu tragen, zeigte erst der ab dem Jahr 2000 tätige konservative Innenminister Strasser, der wenige Monate nach Amtsantritt eine grundlegende Reform der Gedenkstätte ankündigte. Allerdings waren diese Reformbestrebungen wohl weniger eine Reaktion auf die fortgesetzte Kritik an der Gedenkstätte als ein Versuch, der aus einer ÖVP-FPÖ-Koalition bestehenden österreichischen Bundesregierung in Zeiten von EU-Sanktionen, gerade auf dem Gebiet der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus – wie schon bei der Entschädigung für Zwangsarbeiter und bei der Restitution „arisierter“ Vermögens – international ein positiveres Image zu geben.

Auf der inhaltlichen Ebene verknüpfte der Innenminister die Bereitschaft zur Reform mit einem klaren Auftrag an die Gedenkstätte, verstärkt Bildungsfunktionen wahrzunehmen. Der Gedenkstätte müsse „vermehrt die Rolle eines Lernortes“ eingeräumt werden, dann könne der Besuch der Konzentrationslager-Gedenkstätte Mauthausen für Jugendliche zu einer „Wiederbetätigungsprävention“ und einer „Schutzimpfung“ werden. Die seuchenhygienische Metaphorik Strassers macht deutlich, dass in der auf schnelle Problemlösungen fixierten, von Legislaturperioden strukturierten Politik, die die Finanzmittel bereitstellt, die Frage nach den Möglichkeiten und Grenzen einer Gedenkstätte als Produktionsstätte „richtigen Geschichtsbewusstseins“ nicht gestellt wird.

Letztlich blieb die groß angekündigte Reform, die auch die organisatorische Ausgliederung beinhalten sollte, in ihren Ansätzen stecken, wenn auch einzelne wesentliche Schritte im Bereich von Forschung und Dokumentation gesetzt wurden. So ist die angekündigte Neugestaltung der aus dem Jahr 1970 stammenden Hauptausstellung zur Geschichte des Lagers bis jetzt nicht realisiert worden. Von Ausgliederung

_4
James Schmidt: „Not these Sounds“: Beethoven at Mauthausen, in: *Philosophy and Literature* (29) 2005, S. 146-163.

_5
„Halbmarathon zum Gedenken an KZ“, In: *Die Presse*, 25.10.2003; Harald Hutterberger: *Die Kommunikationspolitik der KZ-Gedenkstätte Mauthausen im Spannungsfeld gesellschaftspolitischer Veränderungen am Beginn des 21. Jahrhunderts. Erforschung, Erklärung und Strategien*, Master Thesis, Donau-Universität Krems 2002.

war bald nichts mehr zu hören. Als gebauter Ausdruck der stockenden Reform kann das zwischen 2003 und 2004 für über 10 Millionen Euro errichtete Besucherzentrum bezeichnet werden, das ohne ersichtliches Nutzungskonzept errichtet und nun nachträglich mit Inhalt gefüllt werden muss.

Weitere Elemente, die in den letzten 15 Jahren in Mauthausen an Bedeutung gewannen, waren Gedenkveranstaltungen mit Eventcharakter, die von der ministeriellen Gedenkstättenverwaltung durchaus unterstützt wurden, sicherten sie doch der Gedenkstätte jene öffentliche Aufmerksamkeit, die die Kritik zu relativieren schien. Konzerte im Konzentrationslager-Steinbruch von Joe Zawinul und als Höhepunkt im Jahr 2000 mit den Wiener Philharmonikern setzten auf Erlebnis und Emotion und machten Mauthausen so konsumierbar im Sinne des kulturellen Mainstreams.

Allerdings führte der Umstand, dass die Wiener Philharmoniker unter Sir Simon Rattle ausgerechnet eines der politisch am meisten missbrauchten Stücke der europäischen Musikgeschichte, Beethovens Neunte, in einem in Hollywoodmanier zum Konzertsaal verwandelten Konzentrationslager-Steinbruch zum Besten gaben, doch zu einiger Kritik unter Fachleuten.⁴ Weniger ins Blickfeld geriet der Umstand, dass für das Konzert der gesamte Boden des Steinbruchs geschottert und glatt gewalzt wurde und dass allein die Umwandlung des Steinbruchs in einen Clubbing verdächtigen Akustikraum ein Mehrfaches des jährlichen Gedenkstättenbudgets verschlang. Zwar wurde nach der Kritik an „Mauthausen 2000“ vorerst von weiteren großen Events Abstand genommen, die in Öffentlichkeit hervorgerufene große Resonanz verweist aber darauf, dass hier auf einer symbolischen Ebene Aufmerksamkeit erzeugt werden kann, die wohl auch künftig als attraktive Variante der sonst so mühevollen Legitimation von Gedenkstätten herhalten kann.

Ein weiteres Moment der Entwicklung seit den 1990er Jahren ist die Entdeckung von Mauthausen durch den Tourismus. In dem Ausmaß, in dem Gedenkstätten zum Standortfaktor für eine Region werden, wie dies in Mauthausen der Fall ist, tauchen gut gemeinte Werbeprospekte wie jenes der Österreichischen Bundesbahn auf, die nach einem Besuch der Gasthäuser in Mauthausen einen gemütlichen Rundwanderung empfiehlt, der als Erlebnishöhepunkt über die Todesstiege zum Steinbruch führt und danach zur Erholung in ein schönes Biotop. Am Ende wird wieder ein Esslokal empfohlen. Diesen Trend aufgreifend, schlug der örtliche Verwalter der Gedenkstätte alsbald vor, über die „unique selling proposition“ der Gedenkstätte nachzudenken. Zur Schaffung von „positiver“ Aufmerksamkeit empfahl er die Abhaltung eines jährlichen Halbmarathons unter Einbeziehung des Gedenkstättengeländes.⁵

Bei aller Problematik derartiger Vorschläge verweisen diese zum einen auf den Umstand, das bis jetzt eine ernsthafte Diskussion über das Verhältnis von Tourismus und Gedenkstätten nicht stattgefunden hat. Zum anderen verweisen sie auf die meist verschwiegene Tatsache, dass Gedenkstätten auch wirtschaftliche Einrichtungen sind, mit Einnahmen und Ausgaben, Angestellten und vor allem mit Kunden. So gilt wohl nicht nur für Mauthausen die Zahl der jährlichen Besuche als wesentliches Erfolgskriterium, das längerfristig gesehen wohl auch die Höhe der zur Verfügung gestellten finanziellen Mittel beeinflussen wird. Man könnte die Frage der institutionellen Logik auch noch weiter verfolgen, in dem man die Aktivitäten von Gedenkstätten danach befragt, wie weit sie Sachzwängen der Legitimation der Institution entspringen.

Wohin sich die Gedenkstätte Mauthausen in Zukunft entwickeln wird, scheint nach wie vor offen. Ob eine Reform, wie sie die deutschen Gedenkstätten zum Großteil hinter sich haben, den Herausforderungen der Zukunft gerecht werden kann, wie viele hoffen, bleibt abzuwarten. Gerade die Resonanz, die nicht-musealisierte Orte nationalsozialistischer Verbrechen heute auslösen, wenn sie lesbar gemacht werden, wirft grundsätzliche museologische Fragen auf. Fährt man etwa mit Studierenden von Mauthausen an den Ort des drei Kilometer entfernten ehemaligen, gleich großen Lagers Gusen, so scheint die dort gegebene Nachnutzung – auf dem Lagergelände steht eine Wohnsiedlung unter teilweiser Verwendung ehemaliger Lagergebäude, das Eingangsgebäude des Lagers wurde vor einem Jahrzehnt zu einer Villa umgebaut – unter fachkundiger Begleitung ein Mehr an Aktualisierung von Vergangenheit hervor zu rufen als die Gedenkstätte Mauthausen. Dies zeigt nicht zuletzt die große Resonanz auf ein vor kurzem realisiertes Projekt eines „Audioweges“ in Gusen, der durch diese überformte Konzentrationslager-Landschaft führt.

Was diese von musealer Gestaltung unberührten Orte jedenfalls transportieren, ist die unmittelbare Evidenz ihrer Nachgeschichte durch ihre nicht in denkmalpolitischer Intention gesteuerten Erhaltungs- und Nachnutzungsformen. Sie werden heute als augenscheinliche Belege für den – dann meist als skandalös empfundenen – Umgang Österreichs mit der Vergangenheit gesehen und lösen Debatten aus, die eine Gedenkstätte wie Mauthausen selbst kaum zu initiieren in der Lage ist. Deutlich wird hier jedenfalls, dass eine im Zuge von Reformen oft vorschnell getilgte bauliche wie museale Nachgeschichte der Lager durchaus problematische Effekte haben kann.

Obwohl für die Gedenkstätte Mauthausen heute angesichts unklarer Reformbemühungen und vertrackter institutioneller Rahmenbedingungen schwer auszumachen ist, wohin die Reise gehen wird, zeichnen sich doch zwei grundsätzliche Entwicklungsmöglichkeiten ab. Die eine scheint in der Maximierung von Aufmerksamkeit durch touristische wie eventkulturelle Maßnahmen zu liegen, die andere im bewussten Verzicht auf leichte Konsumierbarkeit und damit einer Inkaufnahme eines Rückgangs an Besuchen. Vor- und Nachteile wie die mögliche Integration dieser Möglichkeiten sollten jedenfalls offen mit dem Ziel der Sicherung der Zukunft der Gedenkstätte diskutiert werden. <<

02

Claus Leggewie

**Ein Schlachtfeld wird besichtigt.
Sieben Kreise transnationaler Erinnerung Europas.**

„Wir haben kein Geld, keine Sammlung und keinen Standort“ – so lapidar, mit einem verschmitzten Lächeln, pflegte Krzysztof Pomian Anfragen zu bescheiden, was im geplanten „Musée de l'Europe“ in Brüssel zu sehen sein wird. Was der aus Warschau stammende und seit langem in Paris lebende Museologe zustande gebracht hat, kann man seit Herbst 2007 im Brüsseler Thurn & Taxis-Palais besichtigen – ein unpräziser und gelungener Überblick über „unsere Geschichte“, die jetzt nicht mehr Nationalgeschichte, sondern die Geschichte Europas seit 1945 sein soll.

Es fehlte nicht an sarkastischen Vorberichten, wonach Europa – wenn schon keine Verfassung – immerhin ein Museum hat. Ist Europa museumsreif? Interessanter ist die Frage, ob die Europäer und Europäerinnen – viele Millionen EU-Bürger, aber auch Schweizerinnen und Ukrainer, Türkinen und Norweger – ob also dieses größte Nicht-Volk der Erde Erinnerungen teilt und eventuell ein gemeinsames Geschichtsbewusstsein hat.⁶ Oder haben sollte? Die europäischen Nationen haben sich einen Vorrat an Großzählungen und Mythen zugelegt, um innerhalb gesetzter Grenzen solidarisch handeln zu können. Was ist dann mit dem vereinten Europa – in welchem (Doppel-) Sinne⁷ hat es eine „geteilte Erinnerung“? Skeptiker misstrauen jeder supranationalen Aufsperrung des Europagedankens, weil er die Staats- und Parlamentsouveränität der Mitgliedsstaaten und Nationen beeinträchtigt.⁸ Wer solche Gefahren wittert – in London ebenso wie in Paris oder Athen und erst recht in Warschau –, wird auch gemeineuropäische Kommemorations für eine Überanstrengung halten, da sie doch nur alte Konflikte anheizt.

Das belegen die erbitterten Auseinandersetzungen über Vertreibungen und ethnische Säuberungen seit 1944⁹, und nichts könnte die Instrumentalisierbarkeit historischer Konflikte drastischer dokumentieren, als wenn der polnischen Staatsspitze zur europäischen Verfassungsdebatte einfällt, man müsse die Nazi-Opfer einrechnen, um Polens Stimmenanteil im heutigen Europa korrekt zu bestimmen.¹⁰ Für Nationalbewusste ist Europa wesentlich eine Freihandelszone, die nur bei Angriffen von außen kollektiv handelt; und memorabel sind höchstens Abwehrschlachten gegen äußere Feinde und interne Barbaren wie die Nationalsozialisten. Deren Niederringung im Mai 1945 wird in der Tat fast auf dem ganzen Kontinent gedacht.¹¹ Aber in der estnischen Hauptstadt Tallinn konnte man 2007 besichtigen, welchen Streit auch das auslöst. Die Verlegung eines sowjetischen Ehrenmals, das man im Baltikum nachvollziehbarerweise als Monument jahrzehntelanger Okkupation und Unterdrückung ansieht, aus der Innenstadt der estnischen Hauptstadt führte zu einer echten Staatskrise zwischen Estland und der Russischen Föderation.

– 6

Darüber findet derzeit eine Debatte im Online-Magazin www.eurozine.org statt, vgl. ferner Dan Diner: *Gegenläufige Gedächtnisse. Über Geltung und Wirkung des Holocaust*, Göttingen 2007; Natan Sznaider: *Gedächtnisraum Europa. Kosmopolitismus: jüdische Erfahrung und europäische Vision*, Bielefeld 2008. Zu verweisen als Beispiele für eine europäische Geschichtsschreibung, die nicht nur nationale Monographien addiert, ist auch auf Tony Judt: *Geschichte Europas von 1945 bis zur Gegenwart*, München 2006 und Wolfgang Schmale: *Geschichte Europas*, Wien/Böhlau 2001; Ders.: *Die Europäizität Ostmitteleuropas*, in: *Jahrbuch für Europäische Geschichte* 4, München 2003, S. 189-214; Ders.: *Visualisierungen Europas. Ein historischer Überblick*, in: *Vrääth Öhner/Andreas Pribersky* (Hrsg.): *Europa-Bilder*, Innsbruck 2005, S. 13-34.

– 7

Etymologie und Semantik des Teilens beinhalten das Trennende (Abteilen, Erbteilung) ebenso wie das Verbindende (Beteiligung, Mitteilen), als Gegenteil (oder Nachteil) und Anteilnahme (oder Vorteil).

– 8

Am differenziertesten ist diese Position bei Ralf Dahrendorf: *Die Krisen der Demokratie. Ein Gespräch mit Antonio Polito*, München 2002, am plattesten in der rechtsgerichteten EU-Parlaments-Gruppe Union für ein Europa der Nationen.

– 9

Mahmood Mamdani: *The Politics of Naming. Genocide, Civil War, Insurgency*, in: *London Review of Books* (9) 8. März 2007.

_10

Der polnische Ministerpräsident Jaroslaw Kaczynski begründete beim EU-Gipfel im Juni 2007 die Forderung nach einem stärkeren Gewicht für Polen und andere Staaten mittlerer Größe der Gemeinschaft mit der deutschen Besatzung während des Zweiten Weltkrieges: „Wir fordern nur, dass uns zurückgegeben wird, was uns weggenommen wurde. Hätte Polen nicht diese Jahre 1939-45 erleben müssen, wären wir heute ein großer Staat mit 66 Millionen Einwohnern.“ Auch hinter der Forderung nach einer alternativen Berechnungsweise der Sitzverteilung in Kommission und Parlament („Quadratwurzel-sieg oder der politische Tod“) stand der Wunsch, die vermeintliche Hegemonie Deutschlands zu verhindern.

_11

Michael Schwartz/Hartmut Mehringer (Hrsg.): *Erobert oder befreit? Deutschland im internationalen Kräftefeld und die Sowjetische Besatzungszone 1945/46*, München 1999. Zur außereuropäischen Bedeutung des 8. Mai 1945 im Blick auf Algerien: Diner, *Gedächtnisse*, S. 42ff.

_12

Jorge Semprun: *Niemand wird mehr sagen können: »Ja, so war es«*, in: *Die ZEIT* Nr. 16, 2005, S. 52.

Bemerkenswert ist dabei, dass es nicht zu einer Krise zwischen der EU und Russland kam, was darauf hindeutet, wie wenig sich die Europäische Union von diesem Vorgang betroffen fühlte. Genau unter Einschluss dieser, durch die sowjetische Besetzung des östlichen Europa markierten Erfahrung hatte Jorge Semprun, 1943 bis 1945 Häftling in Buchenwald, zum 60. Jahrestag der Befreiung der nationalsozialistischen Konzentrationslager gefordert, die EU-Erweiterung könne kulturell und existentiell nur gelingen, „wenn wir unsere Erinnerungen miteinander geteilt und vereinigt haben werden“.¹² Wer einer europäischen Gesellschaft kollektive Identität verleihen möchte, wird also die Erörterung und Anerkennung der strittigen Erinnerungen genauso hoch bewerten wie Vertragswerke, Währungsunion und offene Grenzen.¹³

Erster Kreis: Der Holocaust als negativer Gründungsmythos?

Anders als seine Nationen früher, kann das heutige Europa nicht Heldentaten ausstellen, sondern in historischer Tiefendimension nur an die großen Katastrophen des langen 20. Jahrhunderts erinnern.¹⁴ Erklärte Außenseiter und Feinde von einst müssten dabei ausdrücklich einbezogen werden. Wenn man diesem Versuch gegen die Re-Nationalisierung der Erinnerung eine Chance geben will, kann man Anker- und Fluchtpunkte einer supra- und transnationalen Erinnerung in konzentrischen Kreisen ausbreiten und an Daten und Orten exemplifizieren, die mit dem 27. Januar 1945 in Auschwitz beginnen.

Der Tag der Befreiung des Vernichtungslagers Auschwitz wird mittlerweile in ganz Europa als Holocaust Memorial Day begangen.¹⁵ Der gemeinsame Rekurs auf das singuläre Menschheitsverbrechen des Mordes an den europäischen Juden ist das Angebot eines negativen Gründungsmythos für Europa¹⁶. Die Europäisierung der deutschen Geschichtspolitik – Timothy Garton Ash sprach ironisch von einer „deutschen DIN-Norm“¹⁷ – wirkt fürs erste plausibel, insofern Antisemitismus und Faschismus in der Tat gesamteuropäische Erscheinungen waren und der Mord an den Juden ohne breite Kollaboration europäischer Regierungen und Menschen unmöglich gewesen wäre. Ein *Mémorial de la Shoah* ist heute auch in Paris eine Selbstverständlichkeit, selbst Polen steht, nach der Debatte um das keineswegs isolierte Pogrom in Jedwabne, vor einem ähnlichen Erkenntnisprozess, der angesichts eines grassierenden Antisemitismus wohl noch Jahre dauern wird.¹⁸

Kann der Holocaust aber eine politische Handlungsanleitung für das heutige Europa sein? Im Januar 2000 sollte das im Stockholm International Forum on the Holocaust verankert werden, mit einer all zuständigen Gegenwartsbewältigung, die (einmal und bisher nie wieder) an Österreich erprobt wurde, als Wolfgang Schüssel eine Koalition mit der FPÖ, der Partei des notorischen Nationalsozialismus-Verharmlosers Jörg Haider, bildete.¹⁹ Daraus wurde 2007 operative Politik, indem die Leugnung des Holocaust in der gesamten Europäischen Union unter Strafe gestellt werden soll. Ob eine derartige Aktualisierung des Holocaust politisch-ethisch geboten ist und seine Instrumentalisierung für gegenwärtige Zwecke praktisch-politisch greift, darf man bezweifeln.²⁰ Aber auch erinnerungskulturell begibt man sich damit auf einen problematischen Weg. Sicher hat das „Megaereignis“ des Zweiten Weltkriegs alle Europäer und Europäerinnen unter Einschluss der peripheren und neutralen Nationen ergriffen und beschäftigt sie bis heute. Aber der Holocaust sagt vielen schon in Großbritannien oder Portugal auf die eigene Nation bezogen wenig, und vollends problematisch wird diese Zentralperspektive, wenn sie als Matrix der Bewältigung kommunistischer Staats- und Menschheitsverbrechen in ganz Ostmitteleuropa oktroyiert würde.

Zweiter Kreis: Sowjetkommunismus – gleichermaßen verbrecherisch?

Mit der Nachfrage, ob – wenn schon die Leugnung des Holocaust EU-weit verbindlich ist – nicht auch die Leugnung der sowjetkommunistischen Verbrechen unter Strafe gestellt gehöre²¹, haben sich die litauischen MEP und der frühere Parlamentspräsident Vytautas Landsbergis nicht durchsetzen können und keine Fürsprecher unter westlichen Politikern gefunden. Wir sind damit im zweiten Kreis oder besser: in der anderen Hälfte des Halbkreises, sofern man eine Gesamtschau der totalitären Erfahrungen im 20. Jahrhundert anstrebt. Für die von der Roten Armee besetzten Staaten bleibt der 8./9. Mai 1945 Auftakt eines anderen Okkupationsregimes²², das intellektuelle Sprecherinnen Ostmitteleuropas als „gleichermaßen verbrecherisch“ (Sandra Kalniete auf der Leipziger Buchmesse am 24. März 2004) einstufen und keinesfalls als kollektives Befreiungsdatum akzeptieren können, wie dies die russische Erinnerungskultur und Geschichtspolitik zunehmend aggressiv bekräftigt.²³

– 13

Zu den konfliktsoziologischen Prämissen dieser Prämisse im Bezug auf Georg Simmel: Soziologie, Berlin 1908 und andere Klassiker: Gerd Nollmann: Konflikte in Interaktion, Gruppe und Organisation. Zur Konfliktsoziologie der modernen Gesellschaft, Opladen 1997 sowie Albert O. Hirschmann: Social Conflicts as Pillars of Democratic Market Society, in: Political Theory, (22) No. 2 1994, S. 203-218. Eine Darlegung der Geschichtskonflikte bei Claus Große Kracht/Ralph Jessen (Hrsg.): Zeitgeschichte als Streitgeschichte. Große Kontroversen seit 1945, München 2003; und bei Claus Leggewie/Erik Meyer: ‚Ein Ort, an dem man gerne geht‘. Das Holocaust-Mahmal und die deutsche Geschichtspolitik nach 1989, München 2005.

– 14

Bernhard Giesen: Triumph and Trauma, Boulder/CO. 2004.

– 15

Der Yom HaShoah am 27. Januar, dem Tag der Befreiung des Vernichtungslagers Auschwitz-Birkenau, wird in Israel als Nationaler Trauertag und mittlerweile, unterstützt vom Europäischen Parlament (2000) von den Vereinten Nationen (Deklaration von 2005), in vielen west- und osteuropäischen Nationen begangen. Vgl. auch die einschlägigen Webseiten <http://www.un.org/holocaustremembrance/emapage.shtml>, und <http://www.ushmm.org/museum/exhibit/focus/auschwitz/>.

– 16

Birgit Schwellung: Das Gedächtnis Europas. Eine Diagnose, in: Timm Beichelt u.a. (Hrsg.): Europa-Studien. Eine Einführung, Wiesbaden 2006, S. 81-94.

– 17

Timothy Garton Ash: Mesomnesie – Plädoyer für mittleres Erinnern, in: Transit (22) 2002, S. 32-48.

_18

Exemplarisch die Debatte um das Buch von Jan Gross: *Fear: Anti-Semitism in Poland After Auschwitz*, New York 2006 (polnisch Strach: *Antysemityzm w Polsce tuż po wojnie. Historia moralnej zapaści*, Krakau 2008).

_19

Jens Kroh: *Transnationale Erinnerung. Der Holocaust im Fokus geschichtspolitischer Initiativen* (Diss.), Frankfurt am Main/Gießen 2007.

_20

Horst Meier: *Holocaustgedenken und Staatsräson*, in: *Merkur* (680) 2005, S. 1167-1172.

_21

Vgl. MEP's: *Ban hammer, sickle and swastika*, in: *Baltic Times*, 3.-9. März 2005, S. 1.

_22

Eva Clarita Onken: *The Baltic States and Moscow's 9 May Commemoration: Analysing Memory Politics in Europe*, in: *Europe Asia Studies*, (59) 2007, S. 23-46.

_23

Anreas Langenohl: *Staatsbesuche. Internationalisierte Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg in Rußland und Deutschland*, in: *Osteuropa*, (55/4-6) 2005, S. 74-87.

_24

Claus Leggewie: *Historikerstreit transnational*, in: Stefan Kailitz (Hrsg.): *Historikerstreit*, Wiesbaden 2008 (i.E.).

_25

Semprun, Niemand, S. 52.

_26

Stefan Troebst: *Jalta versus Stalingrad. Gulag versus Holocaust. Konfligierende Erinnerungskulturen im größeren Europa*, in: *Berliner Journal für Soziologie*, (3) 2005, S. 381-400.

Man gerät hier, wie in allen grobschlächtigen und politisierten Varianten der Totalitarismusthese, rasch auf eine schiefe Ebene der ein- oder wechselseitigen Relativierung und Aufrechnung, die auch die deutsche Erinnerungen nach 1990 beherrschte. Die Schwierigkeit der europäischen Erinnerungskultur besteht darin, das „Singuläre“ am Zivilisationsbruch der industriell-bürokratischen Vernichtung der europäischen Juden herauszustellen, ohne sie damit dogmatisch dem historischen Vergleich zu entziehen und die systematische Ausrottung der „Klassen- und Volksfeinde“ im sowjetischen Machtbereich herunterzuspielen.²⁴

Dass ein vordergründiger antifaschistischer Konsens den Gulag verschwieg (oder mit der Shoah aufrechnete), war den polemischen Konstellationen des Kalten Krieges geschuldet, der – siehe Tallinn 2007 – keineswegs überwunden ist. Konkurrenz und Hierarchie zwischen – man verzeihe die krude, fast geschäftsmäßige Begrifflichkeit – „Holocaust-Gedächtnis“ und „Gulag-Gedächtnis“ dürften die wichtigste Hypothesen einer geteilten Erinnerung sein, die nicht separieren, sondern synthetisieren möchte.

Aber nicht alle Gewaltakte des 20. Jahrhunderts können mit der Ikone des Negativen, dem Holocaust, in Verbindung gebracht werden. Semprun, einst Mitglied der Kommunistischen Partei, in Buchenwald, wo 1945 ein sowjetisches Speziallager errichtet wurde, formulierte die Hoffnung, dass „bei der nächsten Gedenkfeier in zehn Jahren, 2015, die Erfahrung des Gulag in unser kollektives europäisches Gedächtnis eingegliedert worden ist. Hoffen wir, dass neben die Bücher von Primo Levi, Imre Kertész oder David Rousset auch die *Erzählungen aus Kolyma* von Warlam Schalamov gerückt wurden. Das würde zum einen bedeuten, dass wir nicht länger halbseitig gelähmt wären, zum anderen aber, dass Russland einen entscheidenden Schritt auf dem Weg in die Demokratisierung getan hätte.“²⁵

„Ostmitteleuropa“ ist nur eine westliche Fiktion und auch im Blick auf die Erinnerung vielfach differenziert. Stefan Troebst²⁶ hat vier Zonen unterschieden: Während in den baltischen Staaten, in Kroatien und in der Slowakei ein klarer antikommunistischer und antisowjetischer Grundkonsens vorherrsche, liege in Polen, Ungarn, Tschechien, der Ukraine eine sogar zunehmend kontroverse Aufarbeitung der Vergangenheit vor; Ambivalenz oder Apathie gegenüber der kommunistischen Vergangenheit könne man in Bulgarien, Rumänien, Serbien, Mazedonien und Albanien konstatieren, während Russland, Weißrussland, Moldawien und andere GUS-Staaten eine hohe Eliten- und Gedenkkontinuität an den Tag legten. Dort wird Stalin als Feldherr des „Großen Vaterländischen Krieges“ oftmals apologetisch betrachtet²⁷, bisweilen sogar im Blick auf seine repressive und mörderische Qualität im Inneren Russlands.

In dieser Latenz autoritärer Momente in den postsowjetischen Herrschaftsstrukturen erweist sich die ganze Brisanz einer unaufgearbeiteten Verbrechen­geschichte: Sie unterminiert den Weg in die Demokratie. Die mögliche Selbstexklusion Russlands aus Europa findet in einer affirmativen und apologetischen Geschichtspolitik nicht nur ihren Ausdruck; sie hat dort womöglich auch ihre tieferen Ursachen.

Eine erste Zusammenfassung gibt drei Gründe für die gegebene Asymmetrie europäischer Erinnerungen: *Erstens* verursacht gerade aus deutscher Perspektive die Annahme der Singularität des Holocaust – zusammen mit der Würdigung der russischen Leidensgeschichte – ungewollt eine Wahrnehmungsblockade gegenüber dem „roten Totalitarismus“; das schließt auch die Aufarbeitung der DDR-Vergangenheit in Deutschland ein²⁸, die zum Teil am faulen Antifa-Konsens der DDR festhält und dazu neigt, SED-Verbrechen genauso zu relativieren, wie es nach 1945 bei nationalsozialistischen Verbrechen in Westdeutschland der Fall war. Konflikte um die aktuelle Gedenkstättenpolitik in Ostdeutschland und die museale Aufbereitung des DDR-Erbes standen unter diesem ungünstigen Stern. Man kann nur hoffen, dass die zuletzt gefundenen Regelungen eine bessere Grundlage dafür schaffen, dass, wer vom Faschismus redet, den Stalinismus nicht verschweigen darf und umgekehrt.

Die Asymmetrie der Wahrnehmung von „Gulag“ und „Holocaust“ wird *zweitens* darauf zurückgeführt, dass der Mord an den europäischen Juden eine viel höhere Sichtbarkeit erreicht hat; eine vergleichbare Ikonisierung und Medialisierung haben die Verfolgungen kommunistischer Regime, denen von 1917 bis in die chinesische und nordkoreanische Gegenwart Hunderte von Millionen Menschen zum Opfer gefallen sind, offenbar nicht erreicht. Man kann es auch anders formulieren: Die nationalsozialistischen Deutschen haben vornehmlich andere Völker umgebracht, die Kommunisten in Russland und China überwiegend ihr eigenes. Aber auch diese Rechnung ist falsch, wenn man richtigerweise die Verfolgung von Völkern in Ostmitteleuropa, in Zentralasien und Tibet durch die „Kolonialmächte“ Russland und China einbeziehen würde.

Als *dritter* Grund wird genannt, diese mörderische Erfahrung sei eine im Kern osteuropäische geblieben. Doch kann man in Westeuropa nicht ernsthaft behaupten, vom Stalinismus überhaupt nicht affiziert gewesen zu sein; dagegen spricht schon die schiere Größe kommunistischer Parteien westlich des Eisernen Vorhangs, ex negativo auch die über viele Jahre westeuropäische Identität stiftende Funktion des Antikommunismus und die auf dieser Grundlage verfolgte, friedliche Koexistenz mit den so genannten Volksrepubliken, die friedensstiftend gewesen sein und die Spaltung Europas überwunden haben mag, aber zwischenzeitlich klar auf Kosten der Menschen- und Bürgerrechtsgruppen ging.

– 27

Lev Gudkov: Die Fesseln des Sieges. Russlands Identität aus der Erinnerung an den Krieg, in: Osteuropa (55/4-6) 2005, S. 56-73.

– 28

Martin Sabrow: Geschichte als Herrschaftsdiskurs. Der Umgang mit der Vergangenheit in der DDR, Köln 2000.

_ 29

Norman M. Naimark:
Flammender Hass. Ethnische
Säuberungen im 20. Jahrhundert,
München 2004; Wolfgang Benz:
Ausgrenzung, Vertreibung,
Völkermord. Genozid im 20.
Jahrhundert, München 2006
sowie Boris Barth: Genozid.
Völkermord im 20. Jahrhundert.
Geschichte – Theorien
– Kontroversen, München 2006.

_ 30

Das heutige Majakowskoje wurde
bekannt durch ein Massaker
der Roten Armee an deutschen
Zivilisten am 21. Oktober 1944,
dessen Umstände nachhaltig
umstritten sind, vgl. Bernhard
Fisch: Nemmersdorf, Oktober
1944, Berlin.

_ 31

Andreas Hillgruber: Zweierlei
Untergang. Die Zerschlagung des
Deutschen Reiches und das Ende
des europäischen Judentums,
Berlin 1986.

_ 32

Philipp Ther: Die Last der
Geschichte und die Falle der
Erinnerung, in: Transit (30)
2005/2006, S. 70-87; Harald
Engler: Deutscher Opferdiskurs?
Neue Arbeiten zu Vertreibung
und Zwangsmigration, in:
Jahrbuch für die Geschichte
Mittel- u. Ostdeutschlands
(51) 2005/2006, S. 119-146;
Samuel Salzborn: Opfer, Tabu,
Kollektivschuld. Über Motive
deutscher Obsession, in:
Michael Klundt u.a. (Hrsg.):
Erinnern, verdrängen, vergessen.
Geschichtspolitische Wege ins
21. Jahrhundert. Giessen 2003
(<http://www.salzborn.de/txt/nbkk2.pdf>) und Helmut Schmitz
(Ed.): A Nation of Victims?
Representations of German
Wartime Suffering from 1945 to
the Present (= German Monitor
67), Amsterdam/New York 2007.

Dritter Kreis: Vertreibungen als gesamteuropäisches Trauma?

Die vorherrschende Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg ruft großflächige, Millionen Menschen treffende „Bevölkerungstransfers“ in Erinnerung, die mit dem Zerfall der großen Imperien im 19. Jahrhundert begannen und den Holocaust als krasen „Sonderfall“ ethnischer Säuberung erscheinen lassen.²⁹ Das große Skandalon des deutschen Historikerstreits war die Aufrechnung von „zweierlei Erinnerung“, die der Historiker Andreas Hillgruber einerseits für „Auschwitz“ und die europäischen Juden, andererseits für „Nemmersdorf“³⁰, also die deutschen Opfer von Vertreibung und Vergewaltigung reklamieren wollte.³¹

Dass Deutsche im und nach dem Zweiten Weltkrieg auch Opfer einer Geschichte wurden, deren Beginn einem Diktum Richard von Weizsäckers zufolge im Jahr 1933 lag, ist mittlerweile im öffentlichen Diskurs angekommen, und zwar überwiegend ohne den apologetischen Zungenschlag und die Aufrechnung, die der Debatte über „Vertreibungsverbrechen“ lange anhaftete.³²

Ihre europäische Dimension wird gerade erst klar, und hier – in der Erinnerung an die „Bevölkerungstransfers“ des 20. Jahrhunderts vom Armenier-Genozid bis nach Ex-Jugoslawien – eröffnet sich der brisante dritte Kreis. Er umgreift die Deportationen, die totalitäre Diktaturen auch in den von ihnen besetzten Gebieten durchführen ließen, aber auch die ethnischen Säuberungen, die sich seit dem 19. Jahrhundert überall dort fast zwangsläufig ergaben, wo (nicht zuletzt demokratische) Nationalstaatsbildungen dem Wahn verfielen, die innere und äußere Souveränität und Legitimität politischer Herrschaft sei nur erreichbar auf der Grundlage ethnisch homogener Kollektive. Das besondere Problem etwa der heutigen Tschechen im Blick auf die politisch-moralische Anerkennung der Vertreibung der Sudetendeutschen liegt wohl darin, dass eine bürgerlich-demokratische Regierung unter Eduard Benes die Dekrete ausfertigte³³; und das größte Hindernis für die Bearbeitung der jugoslawischen Katastrophe 1991ff. könnte sein, dass weniger das autoritäre Tito-Regime die uneinigen Serben und Kroaten, Bosniaken und Kosovo-Albaner gegeneinander aufgebracht hatte als die illiberalen Demokratien, deren nationalistische Mehrheiten sich um den Schutz von ethnischen und religiösen Minderheiten bis heute einen Dreck scheren.

Die Geschichte der ethnischen Säuberungen kann prima facie kaum zur Herausbildung einer geteilten Erinnerung beitragen, weil sie nicht ausgestanden, also „vergessen und vorbei“ ist und Erinnerungen teilt wie das Messer den verletzlichen Körper. Dagegen richten sich Initiativen wie das „Europäische Netzwerk Erinnerung und Solidarität“ gegen eine rein nationale und rückwärtsgewandte Kommemorationspraxis, die dem

deutschen „Zentrum gegen Vertreibungen“ – anfangs zu Recht – unterstellt worden ist. Im Laufe der Debatte³⁴ mussten aber auch die Initiatoren dieses Zentrums, allen voran der Bund der Vertriebenen, eine europäische und globale Dimension einbauen, die in Veranstaltungen und Ausstellungen erkennbar wird. Am Ende könnte das Zentrum also einen Knotenpunkt in einem europäischen Netzwerk bilden. Aber es wird wohl noch lange dauern, bis sich Polen und Deutsche zum Schreiben gemeinsamer Geschichtsbücher bequemen können, wie dies im deutsch-französischen Fall – wenn auch erst nach mehr als vierzig Jahren Aussöhnung – möglich geworden ist.³⁵

Am Beispiel der Vertreibung wird die innen- und außenpolitische Brisanz geteilter Erinnerung sichtbar. Im Westen aktualisiert sich an derartigen Konflikten das Rechts-Links-Schema, im Osten bringen sie national(istisch) orientierte Kräfte (auch der Linken) gegen pro-europäisch-liberale Kreise auf. Geopolitische und geostrategische Spaltungen Alteuropas brechen auf, die durch die Blockkonfrontation der Supermächte im Kalten Krieg eingefroren waren. Aber es sind gar nicht die alten Konflikte, die eine Einigung des neuen Europa verhindern. Es sind eher die neuen Konflikte – um Sicherheit, Energie, Freizügigkeit und so weiter –, die das Europa der Nationen auf- und fortleben lassen. Und diese Divergenzen werden wieder angeheizt durch innenpolitischen Streit: Die polnische Unversöhnlichkeit in Sachen Vertreibung hat natürlich mit der erst lange beschwiegenen, dann fast hysterisch bearbeiteten kommunistischen Vergangenheit zu tun. In allen postkommunistischen Gesellschaften ringen die Erben der Nomenklatura genau wie die Nachfahren der autoritären, oft in Kollaboration verstrickten Rechten um historische Legitimation, deren Mangel sie in einem ethno-nationalistischen Affekt kompensieren.

Vierter Kreis: Die Armenische Frage

Ein vierter Kreis eröffnet sich mit der Frage, wo Europas Grenzen verlaufen, womit supranationale EU-Binnenidentitäten transnational auf die europäische und nicht-europäische Ebene ausgreifen. Vor allem die Türkei, haben viele Euro-Skeptiker anklingen lassen, könne schon auf Grund ihrer „anderen“ Kultur- und Religionsgeschichte niemals Teil einer europäischen Schicksalsgemeinschaft sein³⁶; auch die größten Befürworter eines EU-Beitritts, die Briten, haben dies indirekt bestätigt, da sie die Union als Freihandelszone ohne kulturelles Gedächtnis konzipieren.³⁷ An keinem Komplex lassen sich die trennenden Dimensionen geteilter Erinnerung derzeit so deutlich belegen wie anhand der vermeintlichen Kulturgrenze zwischen „dem“ Islam und dem „säkularen“ Europa. Denn viele sehen darin, ungeachtet des tatsächlichen Grades der Entchristlichung, eine historische Erinnerungs- und Schicksalsgemeinschaft gegen den Islam und die Türkei.

– 33

Barbara Coudenhove-Kalergi/
Oliver Rathkolb (Hrsg.): Die
Benes-Dekrete, Wien 2002.

– 34

Umfassend dokumentiert
bei Zeitgeschichte-online,
Thema: Die Erinnerung an Flucht
und Vertreibung, Januar 2004,
<http://www.zeitgeschichte-online.de/md=Vertreibung-Inhalt>, dort auch eine
Bibliographie.

– 35

Deutsche Ausgabe: Histoire/
Geschichte – Europa und die Welt
seit 1945, Leipzig 2006
(Gymnasiale Oberstufe (11.-13.
Klasse)); französische Ausgabe,
Histoire/Geschichte – L'Europe et
le monde depuis 1945, Paris 2006
(Classe de terminale/BAC).

– 36

Hans-Ulrich Wehler, in:
Frankfurter Allgemeine
Zeitung, 19.12.2003; Heinrich
August Winkler, in: Frankfurter
Allgemeine Zeitung, 11.12.2002.

– 37

Helmut König/Manfred Sicking
(Hrsg.): Gehört die Türkei zu
Europa? Wegweisungen für ein
Europa am Scheideweg, Bielefeld
2005; sowie Claus Leggewie
(Hrsg.): Die Türkei und Europa.
Die Positionen, Frankfurt am
Main 2004.

_ 38

Vgl. Antrag der Fraktionen SPD, CDU/CSU, Bündnis 90/Die Grünen und FDP (Drucksache 15/5689), 15.06.2005; Protokoll der Bundestagsdebatte, Tagesordnungspunkt 6, 21.4.2005, Drucksache 15/4933 sowie Aschot Manutscharjan: Eine äußerst sperrige Last der Erinnerung, in: Das Parlament 16, 18.4.2005.

_ 39

Claus Leggewie: Die armenische Frage in der transnationalen Liga, in: Universitas, (5) 2006, S. 476-489.

Dabei war der Kemalismus eine Verwestlichungsgeschichte par excellence, und die laizistische Republik war der beste Beweis für ihre Möglichkeit. Würde Europa seine säkularen Grundlagen ernst nehmen, dürfte Religionszugehörigkeit weder im Inneren der Einwanderungsgesellschaften noch im Außenverhältnis ein unübersteigbares Integrationshindernis darstellen. Einiges andere aber sehr wohl, namentlich Demokratie- und Entwicklungsdefizite – und die „armenische Frage“. Eine Mehrheit auch der liberalen und gerade der säkularen Türken weigert sich standhaft, die Schwere der historischen Verantwortung für den (zumindest „genozidalen“) Mord an Hunderttausenden von Armeniern 1915 anzuerkennen, und so mauserte sich diese Frage zum informellen Beitrittskriterium, das in nationalen und supranationalen Parlamenten deutlich artikuliert wird.

Franzosen und Schweizer haben den Kasus sehr hoch gehängt und die Leugnung des Armenier-Genozids nach dem Vorbild der „Auschwitz-Lüge“ unter Strafe gestellt; behutsamer und stärker auf Konsens orientiert waren Erklärungen des deutschen Bundestages.³⁸ Das größere Europa, so scheint es, wird an der armenischen Frage schon erinnerungskulturell gespalten, bevor es überhaupt zusammenfinden kann. Doch erst umgekehrt wird ein Schuh daraus: Europäisch müsste die Art sein, wie sich die türkische Gesellschaft im Inneren und die Türkei mit alten Freunden und Feinden über diese Frage verständigt. Zwar wird neuerdings vereinzelt innerhalb der Türkei von Genozid gesprochen, doch in der Regel beharrt man auf dem Wesensunterschied zwischen Massakern (katliam oder kıyım), deren Vorkommen im Ersten Weltkrieg anerkannt und auch bedauert wird, und Genozid (soykırım), der durchweg verneint wird.

Das Streitthema hat nicht zuletzt deswegen eine transnationale Dimension angenommen, weil es die türkische Diaspora beschäftigt und aufregt, die wiederum in den USA und Frankreich mit der armenischen Diaspora rivalisiert. Gewähr wurde man dessen im März 2006, als Ultrationalisten unter der Schirmherrschaft des ehemaligen türkischen Staatspräsidenten Süleyman Demirel und des mittlerweile abgewählten türkischen Volksgruppenführers in Nordzypern, Rauf Denktasch, zur „Talat-Pascha-Demonstration“ in Berlin aufriefen und dabei sehr martialische Töne anschlugen.³⁹ Die Mobilisierung blieb gering, aber die transnationale Migration macht ungelöste europäische Geschichtskonflikte leicht zu innenpolitischen Themen. Die als Einmischung in innere türkische Angelegenheiten empfundene Armenier-Frage mischt sich hier mit einem ebenfalls ethno-nationalistischen Reflex gegen Kritik an der Einwanderungspolitik der türkischen bzw. islamischen Dachverbände, deren Repräsentativität umstritten ist.

Fünfter Kreis: Europäische Peripherie

Am Stein-Platz in Berlin, in dessen Nähe der Rachemord an Talat Pascha begangen worden war und wohin türkische Nationalisten „Hunderttausende“ bewegen wollten, steht kein Gedenkstein für die Opfer des Genozids an den Armeniern. Man findet aber an verschiedenen Enden des leicht heruntergekommenen Parks zwei frühe, zu Beginn der 1950er Jahre aufgestellte Gedenksteine für die Opfer des Stalinismus und des Nationalsozialismus. Der Steinplatz könnte also fast die hier skizzierte europäische Erinnerungsgeschichte symbolisieren. Aber es würde ein weiterer Gedenkort fehlen, der auch noch den fünften Kreis, die europäischen Kolonialverbrechen einbezieht. Anlass könnte, wenn man die Idee überhaupt weiter spinnen möchte, die Kongo-Konferenz 1884 sein, mit der unter deutscher Ägide der Kongo als belgische Kronkolonie unter den europäischen Interessenten aufgeteilt wurde. Während man in Deutschland im Lichte der Aufarbeitung der Vergangenheit relativ spät auch die Kolonialverbrechen vor allem an den Herero in Erinnerung gerufen hat und diesbezüglich wenig koloniale Apologetik und Nostalgie zu verspüren sind⁴⁰, bestehen diese in anderen europäischen Ländern weit mehr bis hin zu Versuchen, die Behandlung der „positiven Seiten“ der Kolonialzeit im Schulunterricht und öffentlichen Diskurs per Dekret zu verordnen.⁴¹

Das weite Feld umspannt einen historischen Zeitraum von der Sklaverei bis in neokoloniale Wirtschaftspolitik der Gegenwart. Um den Komplex hier nur an einem Beispiel anzudeuten: Die Europäische Union sicherte 2006 auf Anfrage der Vereinten Nationen den ordnungsgemäßen Verlauf der Wahlen im Kongo mit Soldaten – und das wäre eine Debatte wert gewesen. Generell darüber, ob man Demokratisierung im Zweifel von außen militärisch unterstützen soll, im Besonderen aber, ob sich das exkoloniale Europa diese Intervention leisten kann mit einer Vergangenheit, die kaum irgendwo brutaler ausgefallen ist eben als in Zentralafrika. Eine Debatte darüber mit wirklich europäischem Zuschnitt fand aber nicht statt: Die Nationen befanden darüber in je eigener Manier und Tradition. Argumentiert wurde überwiegend, der Kongo habe reichlich Rohstoffe und Instabilität dort erhöhe den Migrationsdruck auf Europa und schaffe Rückzugsräume für Terroristen. Ist die Einrichtung und Festigung demokratischer Verhältnisse in einem von Diktatur und Staatszerfall, von Bürgerkrieg und Warlords malträtierten Land an sich also kein Ziel?

Die EU bekundet das, aber ihr ging es vor allem um die Demonstration von Handlungsfähigkeit ihrer Eingreiftruppe, um die Profilierung als Global player. Bemerkenswert ist, dass auch in Deutschland bei der Abstimmung im Bundestag über den Kongo-Einsatz kaum noch der moralische Ton angeschlagen wurde, der bei Gegnern

– 40

Jochen Zeller/Jürgen Zimmerer (Hrsg.): Völkermord in Deutsch-Südwestafrika. Der Kolonialkrieg (1904-1908) in Namibia und seine Folgen, Berlin 2003; Stephan Malinowski/Robert Gerwarth: Der Holocaust als 'kolonialer Genozid'? Europäische Kolonialgewalt und nationalsozialistischer Vernichtungskrieg, in: Geschichte und Gesellschaft (33) 2007, S. 439-466.

– 41

Vgl. das in die französische Nationalversammlung eingebrachte Gesetz vom 23. Mai 2005 unter <http://www.uni-kassel.de/fb5/frieden/regionen/Frankreich/kolonialismus.html>, dazu Andreas Eckert: Der Kolonialismus im europäischen Gedächtnis, in: APuZ (1-2) 2008, S. 31-38.

_42

Claus Leggewie: Paradoxe Intervention: Pazifisten im Krieg, in: Angelika Ebrecht/Emilio Modena (Hrsg.): Zeitgemäßes über Krieg und Tod, in: Psychosozial (24) Nr. 84 2001, S. 83-96.

wie Befürwortern von „out of area-Einsätzen“ bisher stets mitschwang.⁴² Den Einsatz im Kosovo hatten die rot-grünen Minister Fischer und Scharping 1998 mit einem Argument („Auschwitz“) gerechtfertigt, mit dem sie zuvor stets ihre Ablehnung legitimiert hatten: Nun war man angeblich gerade „wegen Auschwitz“ aufgerufen, Verletzungen der Menschenrechte mit Militärgewalt zu unterbinden. Auch nach Afghanistan führte die moralische Pflicht, Amerika im „Krieg gegen den Terror“ nicht allein zu lassen. Es war dann im Jahr 2003 erstmals „nationales Interesse“, das einen weiteren Einsatz an der Seite der USA im Irak nicht geboten lassen schien.

Dagegen wird auf die europäische Kolonialvergangenheit nicht einmal rhetorisch Bezug genommen. Wenn die Linksoptionen in den nationalen und EU-Parlamenten von militärisch gestütztem Neokolonialismus sprechen, musste man darauf nicht eingehen? Der Filz existiert doch zwischen europäischer Außenpolitik und Unternehmen, die Ruhe im Kongo vor allem wünschen, um dort ungestört Geschäfte machen zu können. Das ist sicher weit entfernt von den Dimensionen der kolonialen Ausbeutung im 19. und 20. Jahrhundert, aber diese finstere Geschichte muss in Rechnung stellen, wer Zentralafrika nachhaltige Entwicklung und die Demokratie bescheren will. Um es auf eine plakative Formel zu bringen: Wer in Europa vom Holocaust redet, darf vom Kolonialismus nicht schweigen.

Nur ansatzweise geschieht dies in dem 1910 gegründeten Königlichen Museum für Zentralafrika in Tervuren bei Brüssel, das die Geschichte der belgischen Kongo-Politik bis vor kurzem noch als Abenteuerpektakel inszeniert hat. Sehr halberzig werden Schuld und Verantwortung Belgiens für ein ungeheuerliches System von Ausbeutung und Unterdrückung im 19. und 20. Jahrhundert anerkannt, gegen Widerstände in der belgischen Gesellschaft, die sich – nach zwei Weltkriegen – als Opfer deutscher Überfälle zu betrachten gewöhnt hat. Doch ohne Zweifel besaß die auf Zwangsarbeit beruhende Gewinnung von Rohstoffen, vor allem von Kautschuk und Elfenbein, streckenweise Züge eines Völkermords. Belastender für das heutige Engagement ist fast noch, dass die Kolonialmission des belgischen Königs Leopold II. mit zivilisatorischen Tönen unterlegt war. Die fatale Dreieinigkeit von militärischer Gewalt, menschenverachtender Profitgier und der Bildungs- beziehungsweise Bekehrungsmission setzt jedes postkoloniale Engagement dem Verdacht aus. Das spräche für ein generelles „Finger weg vom Kongo!“ und für ein „Afrika den Afrikanern!“, aber dieselbe öffentliche Meinung, die unter diesem Motto auf Isolationismus setzt, verlangt angesichts schrecklicher TV-Bilder und Presse-Fotos aus Darfur im Sudan und rückblickend aus Ruanda dann doch nach etwas mehr Internationalismus.

Der kongolesische Fall macht das Ansinnen einer nicht auf Europa beschränkten Geschichtspolitik plausibel. Er zeigt aber auch die Grenzen und Fallstricke einer Globalisierung des Gedenkens und Erinnerns unter dem Siegel eines raum-zeitlich entrückten Holocaust. Wieder darf die These von der Singularität des Judenmordes den Blick nicht verengen und eine letztlich rassistische Stereotypen übernehmende Hierarchie der Opfer unterstützen. Es gibt den intrikaten Zusammenhang zur deutschen Kolonialgeschichte; der nicht-affirmative Vergleich zwischen der Shoah als einem abgegrenzten historischen Phänomen und kolonialen Genoziden ist kein Tabu; im Kongo sind unter der Regentschaft Leopold II. bis zu zehn Millionen Menschen bestialisch ermordet worden. Auch dort ist das „Unvorstellbare“ Wirklichkeit geworden. Der Rasseanthropologe Eugen Fischer begann sein unheilvolles Wirken in Deutsch-Südwestafrika und beendete es an der Rampe von Auschwitz – diese personale Kontinuität stellt nur eine Facette dieses Zusammenhangs dar. Entschädigungsansprüche der durch Sklavendepotatation und koloniale Verfolgung betroffenen Schwarzen sind bisher nicht erfüllt worden und wohl schwer erfüllbar, aber anachronistisch ist ein eurozentrisches Deutungsmuster von Ursachen und Wirkungen von Völkermorden, das sich auf die Singularitätsthese bezieht und dabei auch den kulturellen Pluralismus moderner Gesellschaften verkennt.

Sechster Kreis: Europa als Einwanderungskontinent

Nur ganz und unverdient kurz angesprochen werden soll hier der sechste Kreis europäischer Erinnerungen, der mit dem Tatbestand massiver transnationaler Wanderungen nach Europa im 19. und 20. Jahrhundert und vor allem seit den 1950er Jahren zu tun hat. Da dies auch eine Geschichte von Asyl und Armutsmigration ist, besteht ein enger Zusammenhang zur kolonialen und postkolonialen Geschichte Europas. Doch bringen die in den Anfängen befindlichen Migrationsmuseen in ganz Westeuropa⁴³ noch andere Facetten kultureller Globalisierung zum Sprechen. Eine besondere Frage ist, ob diese nur den Erfolg oder Misserfolg der Auswanderung aus der Perspektive der Migranten bzw. die Schwierigkeiten ihrer sozialen Integration, politischen Einbürgerung und kulturellen Assimilation aus Sicht der „Mehrheitsgesellschaft“ thematisieren. Sie liefern auch einen reflexiven Bezug zur europäischen Verbrechens- und Katastrophengeschichte: Shoah und Gulag betreffen Einwanderer und ihre Vorfahren definitiv nicht, stellen sich aber ihren Nachfahren der zweiten und dritten Generation als Frage, aus der heraus sie auch die „eigene“, ihnen fremd gewordene Geschichte betrachten und bewerten können.⁴⁴ Und die europäischen Erinnerungsorte, begin-

_ 43

Exemplarisch Paris; dagegen die nur stockend umgesetzten Initiativen der deutschen Initiative DOMiD, vgl. Jan Motte/ Rainer Ohliger (Hrsg.): *Geschichte und Gedächtnis in der Einwanderungsgesellschaft. Migration zwischen historischer Rekonstruktion und Erinnerungspolitik*, Essen 2004.

_ 44

Viola Georgi: *Entliehene Erinnerung. Geschichtsbilder junger Migranten in Deutschland*, Hamburg 2003.

_45

Adam Michnik: Die auferstandene Unabhängigkeit und die Dämonen der samtenen Revolution (Gazeta Wyborcza, 8. Mai 1999), in: Transdora (20) 1999/2000 (= Sonderausgabe: 10 Jahre Transformation in Polen), S. 5-15.

nend mit dem römischen Erbe und mittelalterlichen Relikten, können nicht mehr vermittelt werden, wenn keine Verstehens-Brücke zu den Einwanderern der dritten Generation geschlagen und berücksichtigt wird, wie stark sie derzeit mit nicht-europäischen Identitätsangeboten, etwa aus der islamischen 'umma, konfrontiert werden. Transnational wird ein europäisches Gedächtnis also, wenn die eingewanderten Europäer (sofern sie als Bürger anerkannt sind!) Verantwortung für Verbrechen und Ereignisse übernehmen, die außerhalb ihres ethnischen Herkunftsglaubens liegen, und wenn sich europäische Menschenrechts- und Asylpolitik zugleich in internationalen Krisen einschalten kann, ohne dass unter diesem normativen Schutzschild eurozentrische Interessen verfochten werden.

Siebter Kreis: Europas Erfolgsgeschichte nach 1945

Man sieht zusammenfassend: Europas kollektives Gedächtnis nach 1989 ist ebenso vielfältig wie seine Nationen und Kulturen und genauso – im doppelten Sinne: geteilt wie seine Staaten- und Gesellschaftswelt. Erinnerung lässt sich nicht mnemotechnisch regulieren und durch offizielle Staatsakte und routinierte Gedenkrituale wie zum 8./9. Mai oder 27. Januar verordnen. Europäisch kann jedoch der Weg sein, an Untaten der Vorfahren gemeinsam zu erinnern und daraus behutsam Lehren für die Gegenwart der europäischen Demokratien zu ziehen. Der starke, immer wiederkehrende Impuls, Vergessen in und für Europa sei besser als Erinnern, ist verständlich und hat prominente Anwälte gefunden – im postkolonialen Frankreich wie im post-französischen Spanien und im postsozialistischen Polen.

„Amnestie ja – Amnesie nein!“ lautet dagegen das Plädoyer eines ebenso prominenten Widerstandskämpfers⁴⁵. Denn die Erfahrung zeigt, dass Demokratisierungsprozesse in Übergangsgesellschaften – und das waren nach 1945 fast alle europäischen Nationen! – ohne kritischen Durchgang durch die eigene Vergangenheit prekär und unvollkommen blieben. Und so wie europäische Demokratien seither gegeneinander keine Kriege mehr führen, bietet der demokratische Prozess selbst genügend Legitimation durch eine nunmehr gesamteuropäische Geschichtspolitik, an der lokale Graswurzelinitiativen ebenso beteiligt sind wie Schulbuchkommissionen und staatliche oder überstaatliche Veranstaltungen.

Man darf an dieser Stelle geschichtspolitisch und ausstellungspädagogisch durchaus einen Schnitt machen und auf die unbestreitbare Erfolgsgeschichte (West-) Europas nach 1950 kommen, die in der eingangs erwähnten Ausstellung in Brüssel einen ebenso wichtigen Platz einnimmt. Denn seither hat sich in Europa ja eine Entwicklung ergeben, die aus dem totalitären Zirkel und der ideologischen Ost-West-Spaltung herausführt. Für Osteuropa ist der Blick darauf wiederum von Leid und Neid geprägt, denn im Kalten Krieg waren der Erfolg und das Glück des Westens relativiert durch das Unglück und die Misserfolge jenseits des Eisernen Vorhangs. Man kann kaum behaupten, dass die Osterweiterung von 2004 diesen Riss bereits geheilt hat. Aber man muss sich auch nicht scheuen, ein Europa-Museum zu bauen, das diese Erfolgsgeschichte thematisiert. <<

03

Insa Eschebach

**Wege zur „erlebten Geschichte“.
Zur Visualisierung von Erinnerungen in der Gedenkstättenpraxis**

Deutsche Gedenkstätten, die mit der Geschichte der nationalsozialistischen Verfolgung befasst sind, befinden sich seit den 1990er Jahren in einem Modernisierungs- und Transformationsprozess. Waren die Gedenkstätten der alten Bundesrepublik in der Mehrzahl Manifestationen einer bürgerrechtlich orientierten „Gedenkstättenbewegung“, die von Anfang an mit einem Engagement für die Überlebenden des nationalsozialistischen Lagersystems verbunden war und politischen, religiösen und sozialen Minderheiten ein Forum bot, so gilt die Erinnerung an die nationalsozialistischen Verbrechen in der vereinten Bundesrepublik als eine nationale Aufgabe.⁴⁶ Mit der „Integration der Gedenkstättenbewegung in den erinnerungskulturellen Konsens der bundesrepublikanischen Gesellschaft“ wurden die Gedenkstätten zu einem „Teil eines staatlich legitimierten und finanzierten Bildungsinstrumentariums“. ⁴⁷ Sie entwickelten sich zu multifunktionalen Einrichtungen mit neuen Aufgabenzuschreibungen, indem sie einerseits die Funktionen zeithistorischer Museen übernahmen, andererseits aber auch als Friedhöfe gelten und gegenüber Überlebenden und ihren Angehörigen humanitäre Aufgaben wahrnehmen. Hinzu kommt die Pflege der baulichen Relikte und der Sammlungen, die Organisation von Tagungen, Veranstaltungen und Ausstellungen sowie die wissenschaftliche und die pädagogische Arbeit.⁴⁸

Dieser Funktionswandel der Gedenkstätten geht mit dem absehbaren Ende der Zeiteugenschaft einher. Die Präsenz von Zeitzeugen war in beiden deutschen Nachkriegsgesellschaften konstitutiv für die Gedenkstättenarbeit. Ehemalige Häftlinge führten Schulklassen und Besuchergruppen persönlich durch die früheren Lagerareale, soweit diese zugänglich waren. Sie sammelten Dokumente, verfassten Erinnerungsberichte, erläuterten die Lagergeschichte an Modellen, führten Gedenkveranstaltungen durch und standen für Zeitzeugengespräche zur Verfügung. Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, ob – und wenn, auf welche Weise – Geschichte „erlebbar“ sein kann ohne die Präsenz und Vermittlung von Zeitzeugen. Welche Modi der Präsentation von Erinnerungen können an die Stelle der mündlich vorgetragenen Berichte der Überlebenden treten? Wie wird ihr Wissen künftig tradiert?

Der Begriff der „erlebten Geschichte“ ist ein schwieriger Begriff: Geschichte im Sinne des Vergangenen kann man nicht erleben, ebenso wenig wie die Zukunft. Gleichwohl ist die Fiktion eines Vergangenen, das, obgleich vergangen, dennoch zum Erlebnis werden soll, ungeheuer verbreitet. Als Beispiel nenne ich das Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland in Bonn, dessen Hauptausstellung als Erlebniswelt konzipiert wurde: Diese Ausstellung, die auf eine „Erweiterung des historischen Empfindens“, auf die „Erlebnissbereitschaft“ und auf das „Körpererlebnis“ ihrer Besucher zielt,⁴⁹ argumentiert mit „Großeindrücken“ beziehungsweise mit einer „assoziativen Aneinanderreihung symbolträchtiger Eindrücke“. Medien und interaktive Systeme

– 46

Vgl. u.a. Insa Eschebach: Nationale und postnationale Sprachen des Gedenkens. Theologisierung und Anthropologisierung nach der Deutschen Einheit, in: Gedenkstätten-Rundbrief (95) 6/2000, S. 3-10; Detlef Garbe: Von den „vergessenen KZs“ zu den „staatstragenden Gedenkstätten“, in: Gedenkstätten-Rundbrief (100) 4/2001, S. 75-82; Volkhard Knigge: Abschied von der Erinnerung. Zum notwendigen Wandel der Arbeit der KZ-Gedenkstätten in Deutschland, in: Ebd., S. 136-143; Thomas Lutz: Gedenken ohne Erinnerung? Gedenkstätten für die NS-Opfer in Deutschland, in: Informationen zur Schleswig-Holsteinischen Zeitgeschichte (41/42) 2003, S. 297-313; sowie Günter Morsch: Perspektiven und Entscheidungslagen: Chancen und Risiken der Entwicklung deutscher NS-Gedenkstätten in Zeiten des Wandels, in: Gedenkstätten-Rundbrief (128) 12/2005, S. 3-14.

– 47

Vgl. Morsch, Perspektiven, S. 3.

– 48

Vgl. dazu ausführlich ebd., S. 13f.

– 49

Vgl. Hermann Schäfer: Erlebnis Geschichte – Eine neue Ausstellung für neue Besucher, in: Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland (Hrsg.): Erlebnis Geschichte. Das Buch zur Ausstellung, Bonn o.J., S. 8-19, hier S. 15f.

_ 50

Vgl. Interview mit den Ausstellungsgestaltern Petra Winderoll und Klaus Würth, in: Ebd., S. 264-273, hier S. 265f.

_ 51

Aleida Assmann: Das Gedächtnis der Orte – Authentizität und Gedenken, in: Dies./ Frank Hiddemann/Eckhard Schwarzenberger (Hrsg.): Firma Topf & Söhne – Hersteller der Öfen für Auschwitz. Ein Fabrikgelände als Erinnerungsort? Frankfurt am Main 2002, S. 197-212, hier S. 211.

_ 52

Annette Eberle: Aktive Medienrezeption und handlungsorientierte Medienarbeit in der Gedenkstättenpädagogik, in: Birgit Dorner/Kerstin Engelhardt (Hrsg.): Arbeit an Bildern der Erinnerung. Ästhetische Praxis, außerschulische Jugendbildung und Gedenkstättenpädagogik, Stuttgart 2006, S. 227-239, hier S. 228.

_ 53

Vgl. Cornelia Brink: Die Gedenkstätte Auschwitz in bundesdeutschen Medien zwischen 1989 und 1993, in: Detlef Hoffmann (Hrsg.): Das Gedächtnis der Dinge. KZ-Relikte und KZ-Denkmäler 1945-1995, Frankfurt am Main/New York 1998, S. 310-323, hier S. 314.

_ 54

Volkhard Knigge: Statt eines Nachworts: Abschied von der Erinnerung. Anmerkungen zum notwendigen Wandel der Gedenkkultur in Deutschland, in: Ders./Norbert Frei (Hrsg.): Verbrechen erinnern. Die Auseinandersetzung mit Holocaust und Völkermord, München 2002, S. 423-440, hier S. 430f.

sollen die Besucher „zum Mitmachen einladen. In der Zeit selbst agieren und Platz nehmen an Schauplätzen der Geschichte – dazu wollen wir animieren.“⁵⁰

Die Arbeit in Gedenkstätten an Orten ehemaliger Konzentrationslager steht diesem Ansatz diametral entgegen. Das liegt daran, dass anders als das Bonner Museum Konzentrationslager-Gedenkstätten reale „Schauplätze der Geschichte“ sind und die Erwartung vieler Besucher darauf gerichtet ist, etwas vom dem Vergangenen würde an diesen Orten fortauern. Dieser Wunsch zeigt sich noch in der Sprache, zum Beispiel wenn die Gedenkstätten von Besuchern immer wieder als „Konzentrationslager“ angesprochen werden. Dieser Bereitschaft der Besucher zu einer „voreiligen Verschmelzung von Gegenwart und Vergangenheit“ gilt es, einen „leisen Widerstand“, wie Aleida Assmann formuliert, entgegen zu setzen.⁵¹

Prägung durch filmisch vermittelte Geschichtsbilder

Besucher kommen häufig mit sehr präzisen Vorstellungen in die Gedenkstätten. Bilder von den Konzentrations- und Vernichtungslagern sind medial in hohem Maße verbreitet. Vor allem aufgrund der so genannten History-Formate des Fernsehens. Konzentrationslager, Lagerbordelle, Aufseherräume oder die SS gehören zum Inventar filmischer Inszenierungen, die Schreckensbilder der Konzentrationslager über voyeuristisch geprägte Erzählmuster evozieren. Hinzu kommen die großen Spielfilme über Nationalsozialismus und Holocaust wie „Schindlers Liste“, ein Film, der von vielen Lehrern als Vorbereitung eines Gedenkstättenbesuchs gezeigt wird.⁵²

In der Mehrzahl handelt es sich um auf Emotionalisierung angelegte Medienprodukte, deren Bilder den Eindruck einer unmittelbaren Realität vermitteln und die überdies mit einer begrenzten Zahl visueller Stereotypen operieren: Wachtürme, Eisenbahngleise, Tore, Baracken und Krematorien sind zentrale Bildelemente, die für die nationalsozialistische Lagerwelt stehen.⁵³ Die Faszinationskraft dieser Bilder speist sich nicht zuletzt aus der Vorstellung der Zuschauer, Fotografien und Filme würden einen Berührungspunkt mit dem Vergangenen markieren. Dabei bleibt allerdings die Tatsache unberücksichtigt, dass, wie Volkhard Knigge schreibt, die „massenkulturellen Gebrauchsweisen der NS-Vergangenheit“ die Vergangenheit eben nicht nur transportieren, sondern selbst „bedeutungsbildend“ wirken. Als solche können sie die Vorstellungen von der nationalsozialistischen Lagerwelt stärker prägen als „die Sachverhalte selbst“.⁵⁴

Ein Beispiel sind die bekannten Filmsequenzen, die die Briten und Amerikaner bei der Befreiung der Lager Bergen-Belsen und Dachau 1945 aufgenommen haben. Diese Bilder waren in der Nachkriegszeit in Westeuropa und den Vereinigten Staaten weitaus mehr verbreitet als Bilder von Auschwitz und anderen, von der Roten Armee befreiten Konzentrations- und Vernichtungslagern.⁵⁵ So kam es, dass Auschwitz-Birkenau oder auch das größte Frauen-Konzentrationslager auf dem ehemaligen Reichsgebiet, Ravensbrück, zumindest in der bundesrepublikanischen Öffentlichkeit zunächst weitgehend unbekannt waren. Über Auschwitz erfuhr man in der Bundesrepublik Deutschland erst im Kontext des Frankfurter Auschwitz-Prozesses (1963 – 65) genaueres. Da die Befreiung Ravensbrücks von der Roten Armee offenbar nicht umfänglich visuell dokumentiert wurde und aus diesen Tagen bislang nur einzelne privat aufgenommene Fotografien überliefert sind, hat sich Ravensbrück nicht maßgeblich in das öffentliche Bildgedächtnis eingeschrieben. Hinzu kommt, dass die 1945 von den Alliierten aufgenommen Bilder die Lager mit ihren Totenbergen und offenen Massengräbern im Augenblick der Befreiung dokumentieren. Diese Aufnahmen zeigen Lager als isolierte Schreckenswelten. Als solche wurden diese Bilder dann aber für die Vorstellung des nationalsozialistischen Lagersystems prägend. Historische Sachverhalte wie die Komplexität der Lager, ihre Entwicklung und ihr Funktionswandel während des „Dritten Reichs“ oder auch der Alltag der Zwangsarbeit und des Massenmords standen nicht im Fokus der öffentlichen Wahrnehmung.

Die Vieldeutigkeit der Orte

Vor diesem Hintergrund muss der Besuch einer Konzentrationslager-Gedenkstätte notwendig enttäuschen, denn der Ort kann auf keinen Fall halten, was die Vorstellungen von „den Konzentrationslagern“ gewissermaßen „versprochen“ haben. Viele Lager wurden nach ihrer Befreiung von der Bevölkerung der Region als Materialreservoir genutzt. Die Holzbaracken wurden meist abgerissen oder an anderer Stelle zur Unterbringung der Vertriebenen und der Flüchtlinge aus Osteuropa wieder aufgebaut. Große Teile der ehemaligen Häftlingslager sind heute unbebaut, „an der Stelle von Häftlingen sind Schulkinder unterwegs, geführt von Pädagogen“.⁵⁶ Dementsprechend heißt es in einem amerikanischen Führer über das ehemalige Frauen-Konzentrationslager Ravensbrück, dass dort heute „nichts mehr zu sehen sei“. Die enttäuschende Dimension eines Besuchs der Gedenkstätte Neuengamme hat eine 17-jährige Teilnehmerin des Jugendworkcamps 2003 in folgende Worte gefasst: „I expected it to be more shocking – to be a real concentrationcamp as it is in the movies. But when I walked around, it was just buildings.“⁵⁷

_ 55

Vgl. dazu Cornelia Brink: Ikonen der Vernichtung. Öffentlicher Gebrauch von Fotografien aus nationalsozialistischen Konzentrationslagern nach 1945, Berlin 1998, S. 24f.

_ 56

So eine Formulierung von Gottfried Kößler: Fotografien als Medium des Erinnerns und der Verständigung, in: Knuth Detlefsen/Thomas B. Hebler (Hrsg.): Bilder im Kopf. Auschwitz – einen Ort sehen, Berlin 1997, S. 32-43, hier S. 35.

_ 57

Das Statement ist eines von vielen Besucherkommentaren, die für den Videofilm „KZ-Gedenkstätte Neuengamme. Annäherungen“ (Jürgen Kinter, 2005) aufgezeichnet wurden. Der Film ist seit dem 4. Mai 2005 im Eingangsbereich der Hauptausstellung der KZ-Gedenkstätte Neuengamme zu sehen.

_ 58

Jan-Holger Kirsch: Das öffentliche Bild von Gedenkstätten, in: Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland (Hrsg.): Museums-Fragen. Gedenkstätten und Besucherforschung, Bonn 2004, S. 43-59, hier S. 55.

_ 59

Vgl. dazu ausführlich: Insa Eschebach: Öffentliches Gedenken. Deutsche Erinnerungskulturen seit der Weimarer Republik, Frankfurt am Main/New York 2005, S. 34f. Zum Begriff des „verlorenen Milieus“ vgl. Aleida Assmann: Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses, München 1999, S. 309.

_ 60

Vgl. Ute Wrocklage: Auschwitz-Birkenau – Die Rampe, in: Hoffmann, Gedächtnis, S. 278-309, hier S. 295, vgl. auch S. 308, Anm. 61.

Gegenüber den „wirklichen Konzentrationslagern“, wie sie sich in den Filmen darstellen, erweisen sich die Relikte heute als „bloße Gebäude“, als Überreste, die ohne Kenntnis der historischen Zusammenhänge kaum lesbar sind. Besucherinformationssysteme sind ein Versuch, mit Hilfe von Schildern, Audioguides und Faltp länen die Lagerarchitekturen zu erläutern. Gleichwohl entzieht sich der Ort der vereindeutigenden Zuschreibung stets erneut, auch deshalb, weil ein Relikt nicht nur die vom Erinnerungsgebot gewünschte Auskunft erteilt, sondern stets mehrere Zeitschichten in sich vereint. Zurecht bemerkt Jan-Holger Kirsch, dass Erkenntnisinteressen immer auch gegenwartsgeleitet sind und deshalb auch das Erscheinungsbild der einzelnen Gedenkstätten nicht statisch sein kann: „Es sind Baustellen im wörtlichen und übertragenen Sinne, nämlich Baustellen archäologischer Grabungen und räumlich-konzeptioneller Änderungen sowie zugleich Baustellen des Geschichtsbewusstseins.“⁵⁸

Aus diesem Grund ist das Besucherleitsystem der Gedenkstätte Ravensbrück nicht statisch konzipiert, sondern aus flexiblen und austauschbaren Elementen zusammengefügt. Einzelne Gebäude sind bislang noch nicht genügend bauhistorisch untersucht und werden künftig im Rahmen der aktuellen Sanierung und Neukonzeption der Gedenkstätte anders genutzt als bislang. Teile des ehemaligen Lagerkomplexes, die gegenwärtig noch nicht öffentlich zugänglich sind, werden es aber künftig sein. Auf diesen Umstand kann nur ein flexibles Leitsystem reagieren, das jedoch nicht all jene „verlorenen Milieus“ erschließen kann, die sich im Umfeld der Gedenkstätten befinden. Konzentrationslager bestanden ja keinesfalls nur aus den Arealen, die heute als Gedenkstätten markiert sind. Vielmehr handelte es sich um in der Regel überaus komplexe und verzweigte Lagersysteme, die weit in die zivile Umwelt hinein reichten. Die Mehrzahl dieser Bereiche und Anlagen ist aus unterschiedlichen Gründen nicht in den Status eines Gedenkortes erhoben wurden.⁵⁹

Es hat in der Gedenkstättenpraxis einige Versuche gegeben, die Gestaltung der Orte den filmisch vermittelten Bildern anzupassen. So hatte der amerikanische Regisseur Robert M. Young für seinen Film „Triumph of the Spirit“ 1988 an der Rampe in Birkenau 30 Holzmasten aufstellen lassen, die offenkundig der Vereindeutigung und der Dramatisierung des Ortes dienen sollten. Steven Spielberg hat diese Inszenierung in seinem Film „Schindlers Liste“ einfach übernommen. Die Rampe in Birkenau ist erst Jahre später von den unhistorischen Zusätzen geräumt worden.⁶⁰ In der Gedenkstätte Natzweiler gibt es ein Lagertor, das in den 1960er Jahren für Dreharbeiten zu einem Spielfilm errichtet wurde. Auf Wunsch von Überlebenden ist dieses „Filmtor“ um ein Schild „Konzentrationslager Natzweiler-Struthof“ ergänzt worden. Bis heute gibt es in der Gedenkstätte Natzweiler keinen Hinweis darauf, dass es sich bei diesem Tor und seinem Schild um Nachbauten handelt.

Es ist erstaunlich, dass insbesondere ehemalige Häftlinge kaum Einwände gegen derlei Rekonstruktionen haben. Im Gegenteil: Beispielsweise fordern Ravensbrücker Überlebende seit langem die Rekonstruktion einer Häftlingsbaracke, in der mit Hilfe einer Computersimulation der Alltag in diesem Bau zur Darstellung gebracht werden solle. Auch im Fall der Gedenkstätte Bergen-Belsen haben Überlebende die Rekonstruktion einer Baracke vorgeschlagen. Könnte es sein, dass die Erinnerungsbilder, die sich hier gewissermaßen materialisieren sollen, in erster Linie als Zeichen politischer Anklage zu lesen sind: „Seht, so war es und das darf sich nicht wiederholen“? Auf jeden Fall sind diese Vorschläge von den Fachgremien beider Gedenkstätten abgelehnt worden, unter anderem mit dem Hinweis, dass an Orten, an denen Authentizität und Präzision besonders wichtig sind, die Grenze zwischen Relikt und Rekonstruktion nicht verwischt werden dürfe.⁶¹

Bedeutung der Erinnerungen

Welche Bedeutung kommt nun den Erinnerungen ehemaliger Häftlinge im Kontext der Gedenkstättenarbeit zu? In den ersten Nachkriegsjahrzehnten sind die Gedenkstätten beider deutscher Nachkriegsgesellschaften weitgehend ohne die Archivierung mündlicher Berichte der Überlebenden ausgekommen. Mit der Aufzeichnung und Sammlung von Audio- beziehungsweise Videointerviews mit Zeitzeugen begann man erst im Lauf der 1980er Jahre, wobei der Gebrauch von Methoden der Oral History von der britischen History-Workshop-Bewegung inspiriert war. Diese Entwicklung war ein Ausdruck des generellen Interesses an der Alltags- und Lokalgeschichte, das sich in Westdeutschland Ende der 1970er Jahre zu artikulieren begann. „Das späte Interesse am Volk“, wie Lutz Niethammer dieses Phänomen beschreibt, wurde einerseits befördert durch den verbreiteten Gebrauch von Kassettenscheidern, andererseits aber auch durch die „Abwendung vom politischen Handlungsobjekt und der Zuwendung zu den vielen Subjekten historischer Erfahrung und ihrer Verarbeitung“.⁶²

An der Anfang der 1980er Jahre entstehenden „Gedenkstättenbewegung“ waren dann auch weniger die historische Zunft und ihre Vertreter der etablierten Zeitgeschichte beteiligt. Vielmehr setzten sich die ersten Gedenkstätteninitiativen aus lokal geschichtlich interessierten Personen und Gruppen zusammen. Die ABM-Stelle war eine damals weit verbreitete Form der Projekt-Arbeit. Zu den ersten, von der Aktion Sühnezeichen organisierten, überregionalen Treffen reiste man mit Schlafsäcken an. Es handelte sich um eine Generation, „die im Anschluss an die durch die Studentenbewegung hervorgerufene Delegitimierung der gesellschaftlichen Autoritäten zutiefst

– 61

Vgl. Thomas Rahe: Die museale und mediale Darstellung der nationalsozialistischen Verfolgungsgeschichte in der Gedenkstätte Bergen-Belsen, in: Beiträge zur Geschichte der nationalsozialistischen Verfolgung in Norddeutschland (6) 2001, S. 82–96, hier S. 92.

– 62

Lutz Niethammer: Oral History, in: Ilko-Sascha Kowalczyk (Hrsg.): Paradigmen deutscher Geschichtswissenschaft, Berlin 1994, S. 189–210, hier 192.

⁶³
Garbe, Gedenkstätten, S. 78.

⁶⁴
Vgl. zum Folgenden: Loretta Walz: Im Strom der vielfältigen Erinnerung, in: Petra Fank/ Stefan Hördler (Hrsg.): Der Nationalsozialismus im Spiegel des öffentlichen Gedächtnisses. Formen der Aufarbeitung und des Gedenkens, Berlin 2005, S. 237-246.

⁶⁵
Ebd. S. 239.

⁶⁶
Ebd. S. 242.

über das Maß der Erinnerungsverweigerung ihrer Mütter und Väter⁶³ erschrocken war und die deshalb die Spuren sichern und das Verdeckte aufdecken wollte.

Im Zentrum des Interesses standen dabei zunächst Frauen und Männer aus dem Widerstand im „Dritten Reich“. Die West-Berliner Filmemacherin Loretta Walz führte seit dem Jahr 1980 Interviews mit ehemaligen Häftlingen des Frauen-Konzentrationslagers Ravensbrück, wobei die Entwicklung ihrer heute etwa 200 Interviews umfassenden Sammlung mittlerweile selbst Zeitgeschichte dokumentiert:⁶⁴ Anfangs interviewte sie in erster Linie „Ravensbrückerinnen“ in Westdeutschland und in Westeuropa. Mit dem Fall der Mauer und dem Kontakt zur Gedenkstätte Ravensbrück wurden nun auch Interviews in der ehemaligen DDR möglich; zugleich gerieten neben den ehemaligen politischen Häftlingen zusehends auch bislang ausgegrenzte Haftgruppen in den Blick: „Die Gespräche mit Zeuginnen Jehovas, Jüdinnen, Sinti und Roma oder schwarzwinkligen Häftlingen leiteten für mich eine neue Phase der Sammlung ein, in der beispielsweise die Häftlingshierarchie eine Rolle zu spielen begann und in der wir mit sehr unterschiedlichen Erinnerungen konfrontiert wurden. Die Lagergeschichte von Ravensbrück wurde vielschichtiger, weniger einheitlich. Widersprüchliche Erlebnisse und Erfahrungen standen nebeneinander.“⁶⁵

Das Nebeneinander widersprüchlicher Erinnerungen wurde noch verstärkt durch die Tatsache, dass in den 1990er Jahren erstmals auch Frauen aus den osteuropäischen Staaten befragt werden konnten, Frauen also, die nie die Gedenkstätte Ravensbrück besucht hatten und sich in vielen Fällen erstmals seit 1945 wieder mit ihren Erfahrungen im Lager befassten. Ihre Berichte waren dementsprechend „ungefiltert durch die Beschäftigung mit einschlägigen Büchern und Filmen“ und ließen das Bild eines Lagers entstehen, „das uns manchmal befremdlich schien“.⁶⁶

Ein Fazit aus der Beobachtung einer Vielzahl unterschiedlicher Erinnerungen an die Geschichte des Frauen-Konzentrationslager Ravensbrück ist nicht nur die Erkenntnis, dass sich die Lebensbedingungen einzelner Haftgruppen wesentlich voneinander unterschieden. Die Vielzahl unterschiedlicher Erinnerungen ist ebenso Ausdruck der Veränderungen, die das Konzentrationslager Ravensbrück Zeit seines Bestehens (1939 – 45) erfuhr, so dass sich Erinnerungen an die Anfangszeit schon aus diesem Grund gravierend von Schilderungen der letzten Phase unterscheiden. In der Differenz der Schilderungen zeigt sich schließlich auch die Bedeutung der Arbeitsansätze: Die Lebensbedingungen waren bei schweren Außenarbeiten ungleich härter als bei der Zwangsarbeit, die im Warmen verrichtet werden konnte.

Zu den gewissermaßen in den historischen Sachverhalten selbst angelegten Differenzen tritt ein Umstand, den Konrad Jarausch folgendermaßen beschreibt: Autobiografische Schilderungen verwandeln häufig „Brüche und Ungereimtheiten in eine stimmige Lebensgeschichte, die im nachhinein auch dem Unvorhergesehenen eine für die eigene Entwicklung einsichtige Bedeutung zumisst“. ⁶⁷ Daraus folgt, dass jede im Interview mitgeteilte Erzählung auf die ihr immanenten Konstruktionsprinzipien zu befragen ist, wobei Jarausch zu Recht bemerkt, dass die narratologische Analyse der Zeitzugeberberichte immer noch unterentwickelt sei. ⁶⁸ Hinzu kommt, dass sich Erinnerungen ja nicht „aus dem Festhalten an dem, was gewesen ist“ speisen. Vielmehr ist „Erinnerung (...) so etwas wie Nötigung aus einer Zukunft heraus, die es noch nicht gibt; deswegen müssen ununterbrochen die Vorstellungen der Vergangenheit umgedacht, umgeschrieben werden, sonst könnte nichts von ihnen jemals einen gegenwärtigen Nutzen haben. Das ist nicht Opportunismus, sondern das ist eine sehr, sehr lästige und sehr unheimliche (...) Form der Auseinandersetzung mit der Zukunft.“ ⁶⁹

Dass sich die Erinnerungen verändern und zwar analog der jeweiligen erinnerungspolitischen Konstellation ihres Referenzsystems, lässt sich auch an den Interviews mit ehemaligen Häftlingen des Frauenkonzentrationslagers Ravensbrück beobachten: Wo lebensgeschichtliche Erzählungen jüdischer Überlebender sowohl zur Zeit der DDR als auch nach der Wende aufgezeichnet worden sind, ergeben sich unterschiedliche Versionen der Erinnerung, die wiederum Rückschlüsse auf die Unterschiede beider Erinnerungskulturen erlauben. ⁷⁰

Was folgt aus all dem für die Praxis der Gedenkstättenarbeit? Generell gilt, dass Videoaufzeichnungen von Erinnerungen ehemaliger Häftlinge in vielen Ausstellungen der Gedenkstätten häufig noch ohne Berücksichtigung der hier diskutierten Implikationen eingesetzt werden. Den Erinnerungen der Überlebenden kommt in erster Linie eine Beglaubigungsfunktion zu, wobei die Präsentationsformen von der Überzeugung geleitet sind, dass die Erzählung eines Individuums das Interesse der Besucher an historischen Zusammenhängen unmittelbarer zu wecken vermag, als jedes andere Narrativ dies vermöchte.

Gleichwohl sind in den Gedenkstätten auch sehr interessante Ansätze eines quellenkritischen Umgangs mit den Medien zu beobachten. In der pädagogischen Arbeit mit den Jugendlichen bedeutet Quellenkritik in erster Linie die Vermittlung der Einsicht, dass alle Medien nie nur Mittler des Vergangenen, sondern immer auch zugleich Gestalter des geschichtlichen Stoffes sind. Es bedeutet auch die Vermittlung der Einsicht, dass die Geschichte der Konzentrationslager nicht nur aus einer Perspektive, sondern auf der Basis verschiedener Zeugnisse erzählt werden kann. Denn das Auf-

– 67

Konrad H. Jarausch: Zeitgeschichte und Erinnerung. Deutungskonkurrenz oder Interdependenz?, in: Ders./ Martin Sabrow (Hrsg.): Verletztes Gedächtnis. Erinnerungskultur und Zeitgeschichte im Konflikt, Frankfurt am Main 2002, S. 9-37, hier S. 27.

– 68

Ebd. Anm. 66.

– 69

Berlin aus dem Fenster. Ein Interview mit Klaus Heinrich, in: Bauwelt (48) 1988, S. 2140-2145, hier S. 2143.

– 70

Vgl. dazu die Studie von Friedhelm Boll zu den Erinnerungen von Irmgard Konrad, in: Ders.: Sprechen als Last und Befreiung. Holocaust-Überlebende und politisch Verfolgte zweier Diktaturen, Bonn 2001, S. 111-130.

_ 71

Vgl. dazu und im Folgenden Matthias Heyl: Zielplanung Pädagogik Ravensbrück, Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück, Typoskript 11.6.2005, S. 12.

_ 72

Vgl. Dietmar Sedlaczek: Zum Einsatz von Neuen Medien in Gedenkstätten, in: Beiträge zur Geschichte der nationalsozialistischen Verfolgung in Norddeutschland (6) 2001, S. 97-105, hier S. 101.

_ 73

Ruth Klüger: Weiter Leben. Eine Jugend, Göttingen 1992, S. 32.

klärende, weil Selbstreflexive liegt weniger in der Thematisierung des Nationalsozialismus als einer bösen, überwundenen Vergangenheit als vielmehr in der Auseinandersetzung aus der Perspektive der Verfolgten, aber auch der Täterinnen, Täter und der Zuschauer.

Schließlich bedeutet das Erlernen von Quellenkritik aber auch, Fragen nach Herkunft, Entstehungsprozess, Perspektivität und Verwendungsweisen stellen zu können, beispielsweise im Fall von historischen Fotografien, mit denen Jugendliche in der Gedenkstätte Ravensbrück arbeiten.⁷¹ Im Rahmen von mehrtägigen Projektseminaren zu spezifischen Themen befassen sich Jugendliche mit historischen Aufnahmen ebenso wie mit Videoaufzeichnungen von Zeitzeugeninterviews und Archivalien. Mit ihrem Schnittplatz, PCs und Digitalmedien verfügt die Jugendbegegnungsstätte Ravensbrück über die technischen Voraussetzungen, damit Jugendliche nicht nur mit dem vorhandenen Quellenmaterial arbeiten, sondern auch selbst filmen und fotografieren können. Das auf diese Weise entstandene und jeweils zu einem Thema zusammengefügte visuelle, textliche und akustische Material wird in eine multimediale Präsentationsform gebracht, so dass das Produkt beispielsweise in Form einer CD am Ende mit nach Hause genommen werden kann. Die „Produktorientierung“ ist in der Arbeit mit Jugendlichen wichtig, insofern als sie die den Medien, die sie selbst produziert haben, eine größere Relevanz beimessen als nur passiv konsumierten Inhalten.

Die Videoaufzeichnungen der Erinnerungen ehemaliger Häftlinge sind in diesem Zusammenhang von zentraler Bedeutung, da im Rahmen der Projektarbeit zu bestimmten Schwerpunktthemen stets erneut einzelne oder mehrere Passagen aus den Aufzeichnungen ausgewählt und in die multimediale Präsentation integriert und zur Aufführung gebracht werden. Visualisierung von Erinnerungen bedeutet in diesem Zusammenhang nicht die bildliche Umsetzung einzelner Erinnerungen. Visualisierung bedeutet hier, dass wir – filmisch dokumentiert – einzelne Zeitzeugen sehen und hören, die sich zu bestimmten Sachverhalten äußern.

Es ist schon verschiedentlich die Sorge geäußert worden, dass im Zuge multimedialer Anwendungen die sorgfältige Kenntnisnahme und Durchdringung des Materials auf der Strecke bleibt.⁷² Das gilt in gewisser Weise auch für den Umgang mit den Aufzeichnungen der Interviews mit Überlebenden: Damit diese Aufzeichnungen in einem Projektseminar überhaupt ihren Ort finden können, müssen seitens der Pädagogen Vorauswahlen unter themenspezifischen Gesichtspunkten getroffen und Filmpassagen zusammengestellt werden. Ist „das Körnige, das Sandige des wirklich Erlebten“, wie Ruth Klüger formuliert, in der Nacherzählung ohnehin schon „bis zur Widerstandslosigkeit (...) ausgefiltert“,⁷³ so stellt jede thematische Auswahl eine Filtration dar.

Dass die Arbeit mit den Erinnerungen in diesen Jahren zunehmend an die Stelle der Arbeit mit den Zeitzeugen tritt, hat darüber hinaus aber noch andere negative Folgen: Den Jugendlichen entgeht eine weitere Möglichkeit des intergenerationellen Gesprächs und der Empathie-Erfahrung – und das in einer Zeit, in der sich der Mangel an Empathiefähigkeit unter Jugendlichen immer mehr verbreitet (auch deshalb, weil sie selbst Empathie immer seltener erfahren).⁷⁴ Es zeigt sich also, dass aus ganz verschiedenen Gründen die Arbeit mit den Medien das direkte Gespräch mit den Zeitzeugen nicht ersetzen kann.

Das Ende der Zeitzeugenschaft des Nationalsozialismus fällt zusammen mit einem Paradigmenwechsel der Arbeit der Konzentrationslager-Gedenkstätten. Zu den neuen Aufgaben gehört nicht zuletzt auch die Korrekturfunktion, die sie gegenüber der prägenden Kraft der medial vermittelten visuellen Stereotypen und Erwartungen haben. Gedenkstätten sind immer auch Orte des lebhaften Austausches und der Debatte. Das Dokumentieren und Analysieren nicht nur der historischen Sachverhalte, sondern auch der Formen der Überlieferung gehört zu den Hauptaufgaben der Gedenkstätten. Nationalsozialistische Verbrechen sind unter dem Aspekt der Demokratieverachtung und Menschenrechtsverletzungen immer auch als aktuelle Gefahren zu diskutieren. Im Bewusstsein von der Notwendigkeit eines quellenkritischen Umgangs sind die Dokumente der Erinnerungen ehemaliger Häftlinge der Konzentrationslager für diesen Zusammenhang ganz unverzichtbar. <<

⁷⁴
Vgl. Heyl, Pädagogik, S. 9.

04

Dirk Schlinkert

**Der Zeitzeuge.
Eine Spurensuche im Übergang zum kulturellen Gedächtnis.**

Eine Generation stirbt. Die letzten Zeitzeugen des Holocaust treten ab. Wer bei Kriegsende 25 war, ist heute 88 Jahre alt. Stirbt die Erinnerung mit der Generation der vormaligen Opfer (und Täter)? Erlischt also das gelebte Gedächtnis mit dem Tod seiner Träger? Oder bäumt sich angesichts eines seit Jahren ungebrochenen „Erinnerungs-Booms“ die Erinnerung ein letztes Mal auf, bevor sie erstarbt? Und wird diese „veritable Erinnerungsindustrie, die unentwegt Gedenken wach zu halten versucht“⁷⁵, auch ohne Zeitzeugen wachsen oder zumindest weiter bestehen?

„Jamais je n’oublierai cela, même si j’étais condamné à vivre aussi longtemps que Dieu lui-même. Jamais.“⁷⁶ Elie Wiesel notierte 1958 in seinem Buch „Nacht“ dieses feierliche Gelöbnis, das paradigmatisch steht für das Erinnerungsgebot in der jüdischen Kultur.⁷⁷ Essentieller als die persönliche Angst vor dem Vergessen ist für Wiesel wie für andere Überlebende die Pflicht, über den Holocaust zu berichten und darüber zu wachen, dass die jüdische Tradition von Ägypten über Auschwitz bis in die Gegenwart nicht zerrissen wird. Wer nach Spuren der Zeitzeugen in der jüdischen Erinnerung sucht, stößt wie Lutz Niethammer im Jahr 2000 auf einige bis heute eher selten diskutierte Fragen: Ist nicht die Deutung zutreffend, dass „der Erinnerung im Judentum eine größere und andere Rolle“ zukommt als „in anderen religiösen Traditionsapparaten“? Charakterisiert die jüdische Kultur nicht „eine Verschmelzung von Religion, Nation und Moral, die es in so konstitutiver Form in anderen monotheistischen Religionen nicht gibt“?⁷⁸

Ein kritischer Umgang mit „Ego-Dokumenten“⁷⁹ bildet eine immense Herausforderung für die jüdische Erinnerung, in der Zeitzeugen traditionell und besonders nach dem Holocaust eine herausragende Position als Stifter religiöser Identität besitzen: Der Verlust der „authentischen Erinnerung“ eines Zeitzeugen kollidiert frontal mit dem Imperativ „Zachor!“ (Erinnere Dich!).⁸⁰ Verschweigen oder Vergessen gelten als Tabus oder sogar als Akte der Selbstverstümmelung⁸¹, denn sie gefährden den Kern jüdischer Identität, die sich seit dem babylonischen Exil über eine „ewige Opferrolle“ definiert.⁸² Die Diaspora ist ein konstitutives Narrativ, das als Gründungsmythos die jüdische Opferidentität begründete, sich im kollektiven Gedächtnis dauerhaft durchsetzte und in religiösen Ritualen, Zeremonien und Feiertagen von Generation zu Generation bis in die Gegenwart vermittelt und gelebt wird. Das Erinnern an vergangenes Leiden ist eine heilige Pflicht. So lautet ein Leitspruch des chassidischen Rabbi Baal Schem Tov aus dem 18. Jahrhundert, der über dem Eingang zur Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem steht: „Das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung. Denn das Vergessen verlängert das Exil.“⁸³ Dieses religiöse Gebot gilt nicht nur für die Diaspora, sondern besonders auch für den Holocaust, dem, nach Imre Kertész, „von Anfang an eine entsetzliche Angst anhaftete: die Angst vor dem Vergessen“ (1994).⁸⁴

– 75

Konrad H. Jarausch: Zeitgeschichte und Erinnerung. Deutungskonkurrenz oder Interdependenz?, in: Ders./Martin Sabrow (Hrsg.): Verletztes Gedächtnis, Frankfurt am Main 2002, S. 9–37, Zitat S. 18.

– 76

„Niemals werde ich dies alles vergessen, und wäre ich auch dazu verdammt, so lange zu leben wie Gott selber. Niemals.“ (in der Übersetzung von Harald Weinrich: *Lethe. Kunst und Kritik des Vergessens*, München 1997, S. 229).

– 77

Die vielfältigen Positionen zur Frage „Erinnerungsgebot als jüdische Tradition?“ erörtert ausführlich Lutz Niethammer: *Kollektive Identität*, Reinbek bei Hamburg 2000, S. 338ff. Vgl. Dirk Rupnow: *Vernichten und Erinnern*, Göttingen 2005, S. 34ff.

– 78

Niethammer, *Erinnerungsgebot*, S. 338. Vgl. Jan Assmann: *Kollektives und kulturelles Gedächtnis*. in: Ulrich Borsdorf (Hrsg.): *Orte der Erinnerung*, Frankfurt am Main 1999, S. 29: „Die Juden haben in der Not des babylonischen Exils die Fundamente einer kulturellen Mnemotechnik gelegt, die in der Menschheitsgeschichte beispiellos dasteht. Wir dürfen diesen einzigartigen Fall kultureller Erinnerung daher auch nicht unbesehen als typisch für das Verbuchen, was wir kulturelles Gedächtnis nennen. Im Judentum erscheint das kulturelle Gedächtnis zur Religion gesteigert und daher in einem anderen Aggregatzustand der Verbindlichkeit.“ Vgl. Ders.: *Re-Membering. Konnektives Gedächtnis und jüdisches Erinnerungsgebot*, in: Michael Wermke (Hrsg.): *Die Gegenwart des Holocaust – „Erinnerung“ als religionspädagogische Herausforderung*, Münster 1997, S. 44f. So auch Weinrich, *Lethe*, S. 232.

_79

Sandra Ziegler: Gedächtnis und Identität der KZ-Erfahrung, Würzburg 2006, S. 26ff., 42ff.; Dirk Schlinkert: „Liebe kennt keine Grenzen“. Zeugnisse der Zwangsarbeit von Olga und Piet, in: Historische Kommunikation der Volkswagen AG (Hrsg.): Olga und Piet. Eine Liebe in zwei Diktaturen, Wolfsburg 2006, S. 17f.

_80

Wolfgang Müller-Funk: Erzählen und Erinnern, in: Vittoria Borsio (Hrsg.): Geschichtsdarstellung, Köln 2004, S. 150f.; Volkhard Knigge: Abschied der Erinnerung, in: Ders./Norbert Frei (Hrsg.): Verbrechen erinnern, München 2002, S. 427f.; Chaim Schatzker: Eingedenken – Das Gedenken in der jüdischen Tradition, in: Kristin Platt (Hrsg.): Generation und Gedächtnis, Opladen 1995, S. 107ff. Zur Gegenwart der Erinnerung in Israel: James E. Young: Israel, in: Knigge/Frei, Verbrechen, S. 282ff. und Moshe Zimmermann: Vom Jischuw zum Staat. Die Bedeutung des Holocaust für das kollektive Bewusstsein und die Politik in Israel, in: Bernd Faulenbach (Hrsg.): Deutschland, Israel und der Holocaust, Essen 1998, S. 45ff.

_81

Christoph Münz: „Wohin die Sprache nicht reicht...“ Sprache und Sprachbilder zwischen Bilderverbot und Schweigegebot, in: Bettina Bannasch/Almuth Hammer (Hrsg.): Verbot der Bilder – Gebot der Erinnerung, Frankfurt am Main 2004, S. 151f. Vgl. Ziegler, Gedächtnis, S. 52: Zitat Ben-Naftali!

_82

Moshe Zimmermann: Täter-Opfer-Dichotomien als Identitätsformen, in: Jarausch/Sabrow, Gedächtnis, S. 199-216, 205. Vgl. die nachdenkliche Überlegung von Yehuda Elkana in seinem Aufsatz „Ein Lob der Vergesslichkeit“ vom Mai 1988: „In letzter Zeit bin ich mehr denn

Diese Angst ist eine entscheidende Triebfeder für die Überlebenden, und der „Leitmythos von Errettung und Hoffnung“ durch Erinnerung zieht sich durch viele ihrer Berichte.⁸⁵ Doch wesentlich essentieller ist das Gebot, über den Holocaust zu berichten und darüber zu wachen, dass die jüdische Tradition nicht zerreißt. Die lange Kette der Zeugen muss über die Gegenwart hinaus dauerhaften Bestand haben, um mit ihrer Biografie Zeugnis abzulegen und die auf die Opfer-Rolle gebaute, kollektive Identität des Judentums zu bewahren und fortzusetzen.⁸⁶

Diese Beobachtungen legen Eigenarten jüdischer Erinnerung frei und deuten auf eine signifikante, strukturelle Differenz des in einer Formulierung von Jaques Le Goff⁸⁷ „Gedächtnisvolks par excellence“ zu Kulturen, die der Erinnerung und dem Zeitzeugen eine andere Rolle in der Ausbildung kollektiver Identitäten zuweisen. Denn jenseits der jüdischen Kultur stehen Zeitzeugen und Geschichtswissenschaftler in einem offenen Wettbewerb um die Durchsetzung ihrer Deutungsangebote. Die individuelle Erinnerung ist nur eine Quelle historischen Wissens unter anderen Überresten wie Denkmälern oder Dokumenten, die das kollektive Gedächtnis speisen. Nicht anders die Geschichtswissenschaft, die in der sog. „Postmoderne“ Geschichte in Geschichten erzählt, die sie nach wissenschaftlichen, der Disziplin gemeinsamen Standards produziert, wechselseitig im Fach evaluiert und als Rekonstruktionsversuche über Vergangenes in die Öffentlichkeit kommuniziert – immer auf der Suche, wie Reinhart Koselleck sagt, nach einer „Mehrheit derer, die sich gegenseitig Kompetenz zuschreiben“ und so diese eine Deutung „für das Zutreffendste halten.“⁸⁸ In Fachkreisen vom Zeitzeugen als dem „natürlichen Feind des Zeithistorikers“⁸⁹ zu sprechen, ist keine Tabuverletzung, weil beide in einer offenen Deutungskonkurrenz sich befinden. In der jüdischen Erinnerungskultur wäre ein solcher Satz gegenüber einem ehemaligen Konzentrationslager-Insassen kaum vorstellbar.

Die Zeitgeschichte als fachliche Disziplin sieht sich heute nach Martin Sabrow „einer ganz neuartigen Bedrohung“ gegenüber: zum einen der durch die Medien „immer lauter gewordenen Einrede der Zeitgenossen“, zum anderen einem „gewandelten Geschichtsbewusstsein“, in „dem die Erinnerungskultur an die Stelle der Forschungsorientierung“ getreten sei.⁹⁰ Diese Feststellung ist ebenso frappierend wie einschneidend: Sie entkleidet nicht nur Arbeiten über „Erinnerung und Gedächtnis“ ihrer wissenschaftlichen Grundlagen und bestreitet grundsätzlich deren Status als empirische Forschung; sie zementiert so eine klare Grenzlinie zwischen Geschichtswissenschaft und „Erinnerungskultur“ und grenzt in letzter Konsequenz sogar derartig angelegte, kulturwissenschaftliche Untersuchungen aus dem fachlichen Diskurs der Zeitgeschichte aus.

Doch damit nicht genug: Es zeige sich das „Paradoxon eines kulturellen Historisierungsschubs, der zugleich das Amt des Historikers überflüssig zu machen droht“. Die Rede ist von einer „schleichenden Entmachtung der deutschen Historikerzunft“ und der „Herausforderung durch eine Geschichtskultur im Zeichen der ‚Erinnerungspflicht‘, die dem Zeithistoriker keinen höheren Rang mehr einräumen will als dem Zeitzeugen“. ⁹¹ Dieser Situationsbericht aus dem Jahr 2002 spitzt den Konflikt um die „Erinnerung“ zu einem für die historische Zunft ruinösen Wettbewerb mit den Zeitzeugen zu, den obendrein die Medien mit ihrer Macht beförderten. Medien und Zeitzeugen als Sargnägel der Zeitgeschichte?

Eine wissenschaftsgeschichtliche Vergewisserung über die Figur, Position und Deutung des Zeitzeugen im Wandel der Zeit kann helfen, diese vermeintliche Krisenlage der heutigen Zeitgeschichte aufzuhellen und einen potenziellen Ausweg aus dem beobachteten Antagonismus zwischen Historiker und Zeitzeugen zu finden. Auf dem Wege der Reflexion der Traditionen des eigenen Faches wird nämlich eine alte Konfliktlinie sichtbar, die vielfach in der Theorie der Geschichte erörtert wurde. Erinnern wir uns nur an das methodische Rüstzeug, das Marc Bloch im Juli 1914 vor Schülern seines ehemaligen Gymnasiums für den „Geschichtsschreiber“ entwickelte, „um die Spreu vom Weizen zu trennen“. Bloch empfahl in seinen „Regeln für die Kritik von Augenzeugenberichten“: „Die meisten Menschen ahnen gar nicht, wie selten Zeugenaussagen sind, die sich in allen Einzelheiten durch strenge Genauigkeit auszeichnen. Mit zweierlei Schwächen muss man rechnen: mit einem schlechten Gedächtnis und mit einer geringen Aufmerksamkeit. Unser Gedächtnis ist ein unbeständiges und unvollkommenes Instrument, ein Spiegel mit vielen matten Stellen, eine ungleiche Spiegelfläche, die alle Bilder nur verzerrt wiedergibt. Daher muss man bei jedem Zeugen – wie es auch ein Richter tun würde – nicht nur nach seiner Zuverlässigkeit, sondern auch nach seinem besonderen Erinnerungsvermögen fragen.“ ⁹²

Der Diskurs um die Figur des Zeitzeugen hat in den letzten Jahren bemerkenswerte Blüten getrieben und Vorstellungen hervorgebracht, die mehr mit der verletzten Ehre und dem Aufmerksamkeitsverlust etablierter Wissenschaftler als mit methodischen Antworten oder Innovationen einhergehen. ⁹³ So spricht auch Norbert Frei von einer „Spannungssituation“, da im Wettbewerb mit den Zeithistorikern die „Zeitgenossen der NS-Zeit die Rolle des authentischen Interpreten historischer Quellen“ beanspruchten. Frei sieht jedoch die „Gefahr“, dass mit dem Tod der „Zeitgenossen“ sich „das Politisch-Spekulative, das Zufällige und Beliebige, das bloß intellektuell Ausgedachte zu Lasten seriöser Fragestellungen und quellengestützter Forschung noch in sehr viel stärkerem Maße breit machen wird, als wir es bereits erleben.“ ⁹⁴ Den Zeitzeugen spricht er nämlich anders als sein Potsdamer Kollege eine positive, weil

je davon überzeugt, dass es nicht eine persönliche Frustration ist, die als politisches gesellschaftliches Motiv die israelische Gesellschaft in ihrem Verhältnis zu den Palästinensern antreibt, sondern eine tief sitzende existenzielle Angst. Sie wird durch eine bestimmte Interpretation der Lehren aus dem Holocaust genährt sowie durch die Bereitschaft zu glauben, dass die gesamte Welt gegen uns ist und wir das ewige Opfer sind. Dieser uralte Glaube, der von so vielen geteilt wird, stellt in meinen Augen Hitlers tragischen und paradoxen Sieg dar.“ (zit. nach Young, Israel, S. 283).

– 83

Den Spruch des Rabbin Baal Schem Tov zitierte auch Richard von Weizsäcker in seiner Rede zum 8. Mai 1985. Vgl. Lutz Niethammer: Diesseits des „Floating gap“. Das kollektive Gedächtnis und die Konstruktion von Identität im wissenschaftlichen Diskurs, in: Platt, Generation, S. 49, Young, Israel, S. 174f. und Ulrike Jureit: Vom Zwang zu Erinnern, in: Merkur, Februar 2007, S. 158f.

– 84

Zit. nach Manuela Günther: Repräsentation im Schreiben Überlebender, in: Bannasch/Hammer, Verbot, S. 306. Vgl. Almuth Hammer: „Vergessen oder Gerechtigkeit?“ Sakralitätskonzepte im Umgang mit der Shoah, in: ebd., S. 397-410, 39f. und Rosmarie Beier-de Haan: Erinnernte Geschichte – Inszenierte Geschichte, Frankfurt am Main 2005, S. 150; Vgl. die Worte von Yosef Hayim Yerushalmi: „Es ist entsetzlich, sich an zu viel erinnern zu müssen; noch entsetzlicher aber ist das Vergessen.“ (Ein Feld in Anatot. Versuche über jüdische Geschichte, Berlin 1993, S. 19); Sznajder, Israel, S. 197: „Dass sich Geschichte in Ritual verwandelt, ist der entscheidende Punkt, der die jüdische Religion definiert. Der Holocaust ist nur die jüngste Ausprägung davon.“ Zum Feiertag „Yom Hashoah“: Young, Israel, S. 280ff. und Schatzker, Eingedenken, S. 113ff.

_ 85

Ziegler, Gedächtnis, S. 69f. und Hammer, Vergessen, S. 402ff.

_ 86

Daniel Levy/Natan Sznajder: Erinnerung im globalen Zeitalter: Der Holocaust, Frankfurt am Main 2001, S. 99ff. und Avishai Margalit: Erinnerungsgemeinschaften, in: Ders.: Ethik der Erinnerung, Frankfurt am Main 2000, S. 49ff. Vgl. Michael Einfalt: Jorge Semprun: Die Konstruktion von Erinnerung als Aufgabe der Literatur, in: Silke Segler-Messner/Monika Neuhofer (Hrsg.): Vom Zeugnis zur Fiktion, Frankfurt am Main 2006, S. 125-139.

_ 87

Zitat bei Weinrich, Lethe, S. 230.

_ 88

Zitiert nach Niels Birbaumer/Dieter Langewiesche: Neuropsychologie und Historie. Versuch einer empirischen Annäherung, in: Geschichte und Gesellschaft (32) 2006, S. 158.

_ 89

Hans G. Hockerts: Zugänge zur Zeitgeschichte, in: Aus Politik und Zeitgeschichte B 28 (2001), 15-30, Zitat S. 19. Vgl. Axel Schildt: Über Zeitzeugen und Historiker, in: Mittelweg (36) 2000, S. 62f. Zur „opposition stérile“ von Zeitzeugen und Historikern in Frankreich: Philippe Joutard: Mémoire et histoire: comment surmonter le conflit?, in: Bios Sonderheft 2007, S. 36f.

_ 90

Martin Sabrow: Der Historiker als Zeitzeuge, in: Jarausch/Ders., Gedächtnis, S. 125-152.

_ 91

Sabrow, Historiker, S. 126. Vgl. zur Diskussion „Erinnerungskultur statt Geschichtswissenschaft“: Bernhard Jussen: Zwischen Objektivität und Imagination, in: Ders. (Hrsg.): Archäologie zwischen Imagination und Wissenschaft: Anne und Patrick Poirier, Göttingen 1999, S. 7-15.

korrigierende Rolle zu: Mit ihrem Tod entfallt das „Korrektiv der kontrollierenden Kennerschaft“ und der „Widerspruch direkt Betroffener“. „Es lässt sich“, so Frei mit skeptischem Blick auf die Zukunft, „leicht vorstellen, wie reibungslos sich die Durchsetzung historischer Konstrukte mit Hilfe der Medien gestalten könnte, wenn der Abschied von der Zeitgenossenschaft erst einmal ganz vollzogen ist.“⁹⁵

In der Medienschelte wissen sich also die Zeithistoriker aus Potsdam und Jena einig. Die Gefahr komme aus der „Medienmaschine“⁹⁶. Die Zeitzeugen werden von Frei kurzerhand zu Koalitionspartnern berufen und stehen gemeinsam mit den Zeithistorikern gegenüber unseriösen Formen der Darstellung von Geschichte Wache; ihre Waffe sei die „kontrollierende Kennerschaft“: Die individuelle Erinnerung also als wirksame „Vetoinstanz“?⁹⁷

Ein seltsamer Rollentausch des Zeitzeugen vom „natürlichen Feind“ zum nützlichen Mitstreiter vollzieht sich. So wird eine Allianz geschaffen, die vor allem in methodischer Hinsicht höchst problematisch ist: Denn wir wissen sicher, dass das Gehirn eine „konstruktive Arbeit leistet, die die Erinnerung anwendungsbezogen modelliert“.⁹⁸ Erinnerung ist stets abhängig vom Kontext der Befragung und der individuellen Lebenssituation, ergibt sich aus einer „Passung“ in die gegenwärtigen Rahmen⁹⁹ und variiert von Mal zu Mal nicht unerheblich. Allein schon diese neurobiologischen und sozialpsychologischen Befunde zeigen, dass die Verbindung mit den Zeitzeugen brüchig und kaum belastbar ist als Bastion gegen mutmaßlich gefährliche „historische Konstrukte mit Hilfe der Medien“. Aber transdisziplinäre Brückenschläge zu aktuellen Erkenntnissen in den Neurobiologie durch den Zeithistoriker oder Anleihen bei Forschungsergebnissen im benachbarten Metier der „Historischen Kulturwissenschaft“ unterbleiben¹⁰⁰, augenscheinlich immer noch ein „blinder Fleck“ in der Zeitgeschichte, der zuweilen von harscher Polemik überdeckt wird.¹⁰¹

Die tief sitzende Skepsis und kühle Distanz der Zeithistoriker gegenüber kulturwissenschaftlichen Forschungen mag ihre Ursachen ein gutes Stück weit in dem Sachverhalt haben, den der amerikanische Literaturwissenschaftler Geoffrey Hartman vor kurzem beobachtete: „Die meisten Historiker sind enorm misstrauisch gegenüber jeglicher Art der diskursiven oder kreativen Darstellung, die vom Realismus abweicht bzw. auf klare Bezugspunkte verzichtet. Sie sehen positivistische Genauigkeit als letzte verbleibende Bastion gegen Relativismus und Revisionismus.“¹⁰² Oder ist gerade gegenüber den Zeitzeugen noch immer eine wissenschaftliche Haltung am Werke, in der ihre Berichte als „eine Art impressionistische Folie zu den nackten Tatsachen einer wissenschaftlich-historischen Rekonstruktion dienen?“¹⁰³

Wie ist es nun aber tatsächlich um das Verhältnis des Historikers zur Figur des Zeitzeugen bestellt? Wissensdurstige Historiker bestärken einen Interviewpartner in seiner Überzeugung, Informationen aus erster Hand zu liefern, wenn sie ihn auswählen, befragen und damit erst zum „Zeitzeugen“ küren: Historiker verleihen gleichsam den Status eines „Zeitzeugen“. Per Interview, Edition oder TV-Mitschnitt erzeugen sie ein „lebendiges Dokument“ und bringen die Figur des „authentischen Erzählers“ in die Öffentlichkeit – mit besten Aussichten auf Erfolg. „History sells“, und der Zeitzeuge ist als Hauptdarsteller ein wichtiger, da gefragter Garant für eine emotionale, lebhaft erzählte Erzählung, verbürgt er doch in den Augen der Regisseure wie des Publikums mit seiner ganzen Person die historische „Wahrheit“. Der Zeitzeuge legt vor den Augen der Zuschauer in Gestik, Mimik, Habitus und Sprache ein „leibliches Zeugnis“ ab¹⁰⁴, dass das, woran er sich erinnert, auch tatsächlich so und nicht anders gewesen ist, weil er es erfahren und erlebt hat. Wer wollte, so auch das Kalkül der Medien, an der „Authentizität“ einer höchst emotionalen Erzählung zweifeln, die im Gestus des Bezeugens auf unmittelbare, körperliche Weise evident wird?¹⁰⁵

Die Rezeption der Aussagen eines Zeitzeugen als „wahr“ und „wirklichkeitsgetreu“ beruht auf der sinnlichen Wirkung seiner Person und der suggestiven Macht der Bilder, die sie mit einer „Aura von Authentizität“ (Franziska Augstein) in Szene setzen.¹⁰⁶ Diese Aura beruht indes nicht zuletzt auf einer Zuschreibung durch uns, die wir als Zuhörer, Zuschauer oder Leser glauben, durch den „Auftritt“ des Zeitzeugen zu Augenzeugen einer Vergangenheit zu werden, die weder die unsere gewesen ist noch sein kann. So werden wir durch unsere Erwartungshaltung letztlich Opfer einer Illusion.

Historiker haben daher allen Grund, kritisch wieder und wieder auf diesen Mechanismus sozialer Interaktion mit Zeitzeugen hinzuweisen und die Montagetechniken bewusst zu machen, die einen Zeitzeugen für das Drehbuch einer „Doku-Soap“ Mainzer Machart und damit für kommerzielle Zwecke in Dienst nehmen: Der Zeitzeuge wird zum Quotenbringer und zur performativen Medienfigur, die Wachs ist in den Händen des Produzenten und Regisseurs, die passgenau „zugeschnitten“ und mit Aussicht auf messbaren Publikumserfolg flexibel so eingesetzt werden kann, wie es die Dramaturgie des Drehbuchs erfordert. Es wäre im Sinne einer kritischen Rezeption derartiger inszenierter Zeitzeugenauftritte besser, wie Peter Burke einmal treffend bemerkte, erst den Regisseur oder den Historiker zu studieren, dann den Zeitzeugen.¹⁰⁷

– 92

Marc Bloch: Augenzeugenberichte und Quellenkritik (1914), in: Peter Schöttler (Hrsg.): Marc Bloch. Aus der Werkstatt des Historikers, Frankfurt am Main 2000, S. 25. Vgl. Lutz Niethammer: Buchenwald: KZ und NKWD-Lager. Der Zeithistoriker im Konflikt mit Zeitzeugen, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft (54) 2006, S. 1039-1053, hier S. 1040.

– 93

Niethammer, Buchenwald, S. 1039-1053. Justin Stagl: Die Ehre des Wissenschaftlers, in: Ludgera Vogt/Arnold Zingerle (Hrsg.): Ehre. Archaische Momente in der Moderne, Frankfurt am Main 1994, S. 35-56.

– 94

Norbert Frei: Abschied von der Zeitgenossenschaft, in: Ders.: 1945 und wir, München 2005, S. 43.

– 95

Frei, Abschied, S. 57.

– 96

Ebda., S. 56. Das Argumentationsmuster von der Macht der Massenmedien und der Ohnmacht der Zeithistoriker teilt Frei mit seinem akademischen Lehrer Martin Broszat (Plädoyer für eine Historisierung des Nationalsozialismus (zuerst in Merkur Mai 1985), in: Ders.: Nach Hitler, S. 160f.). In Broszats Plädoyer aus dem Mai 1985 spielen übrigens die Zeitzeugen, also die individuelle Perspektive der Opfer wie der Täter, keine Rolle, wengleich er für eine „moralische Sensibilisierung der Historie“ eintrat.

– 97

Norbert Frei: Geschichtswissenschaft, in: Knigge/Frei, Verbrechen, S. 370.

– 98

Wolf Singer: Wahrnehmen, Erinnern, Vergessen. Über Nutzen und Vorteil der Hirnforschung

für die Geschichtswissenschaft, in: *Der Beobachter im Gehirn*, Frankfurt 2002, S. 77-86; Harald Welzer: *Das kommunikative Gedächtnis*, München 2002, S. 19ff.; Johannes Fried: *Erinnerung und Vergessen*, in: *HZ* (273) 2001, S. 562f.; Aleida Assmann: *Individuelles und kollektives Gedächtnis*, in: Kurt Wettengl (Hrsg.): *Das Gedächtnis der Kunst*, Stuttgart 2000, S. 21f.

_99
Gerald Echterhoff, Martin Saar: *Das Paradigma des kollektiven Gedächtnisses*, in: *Kontexte und Kulturen des Erinnerns*, Konstanz 2002, S. 17.

_100
Vgl. etwa Bernhard Jussen: *Die „Geschichte“ der Wissenschaft und die „Geschichte“ der Kunst*, in: Wettengl, *Gedächtnis*, S. 57-70 und Peter Burke: *Geschichte als soziales Gedächtnis*, in: Kai-Uwe Hemken (Hrsg.): *Gedächtnisbilder*, Leipzig 1996, S. 92-112.

_101
In seiner Besprechung von Aleida Assmann: *Der lange Schatten der Vergangenheit*, München 2006 zieht Norbert Frei ein Fazit, das in aller Deutlichkeit belegt, wie tief die Gräben zwischen der Zeithistorie und der „Historischen Kulturwissenschaft“ gegenwärtig sind: „Am Ende steht der Eindruck, mit Aleida Assmann die Grenzen des kulturwissenschaftlichen Gedächtnisdiskurses besichtigt zu haben. Ein Ansatz, der sich in emphatischen Metaphern ergeht (...), der aber historische Sachverhalte und geschichtliche Zusammenhänge kaum zur Kenntnis nimmt - und sie wenn, dann jenseits aller Wahrheitsansprüche verhandelt - der vermag jene Orientierung nicht zu liefern, die man sich von diesem Buch und ihrer Verfasserin erwartet hätte.“ (*Die ZEIT Literatur*, September 2006, S. 56).

_102
Geoffrey Hartman: *Der längste Schatten*, Berlin 1999, S. 227.

Die Diskussion um die „Authentizität“ der Zeitzeugen bietet die Chance, sich über die Grenzen der Disziplin hinweg zu vernetzen und zusätzliche Argumente im Wettstreit um Deutungshoheit und öffentliche Aufmerksamkeit mit geschäftstüchtigen Fernseh- und Dokumentarfilmern zu gewinnen. Zahlreiche Schnittstellen bestehen zur Oral-History-Forschung, zu den Neurowissenschaften und zu sozialpsychologischen Untersuchungen. Denn „authentische Erinnerungen“ begegnen nur in wenigen Grenzfällen, höchst selten bei Trauma-Opfern¹⁰⁸, nicht einmal bei professionellen Historikern.¹⁰⁹ Keine empirisch erhobenen Daten deuten darauf hin, dass Erinnerung ein Prozess ist, der die Vergangenheit wirklichkeitsgetreu reproduziert.¹¹⁰ Diese Erkenntnis ist ungeheuer weit reichend, entzaubert sie doch die performative Figur des Zeitzeugen und stellt die Wahrnehmung eines Zeitzeugen in eine Reihe mit anderen Deutungsmustern vergangener Realität.

Dieser Sachverhalt erfordert einen streng methodisch reflektierten Prozess bei der Rekonstruktion einer individuellen Erinnerung im Interview. Denn erst in der Interaktion erfolgt die Aktualisierung der persönlichen Vergangenheit, und der Impuls der Gegenwart erzeugt zuweilen heftige Reaktionen in Sprache, Gestik und Mimik. Das Interview fordert mit jeder Frage den Zeitzeugen heraus, und erst im Verlauf des Gesprächs konstruiert der Befragte seine individuelle Geschichte, die konkret, einzigartig und für den Zeitzeugen in diesem, und nur in diesem Moment sinnvoll ist.¹¹¹ Und wir haben keinerlei Gewähr dafür, bei einer zweiten oder dritten Befragung ein identisches Ergebnis zu erhalten.¹¹²

Denn die Erinnerung ist ein Chamäleon; jedes Erzählen verändert sie und produziert eine Deutung der Vergangenheit, die sich aus der aktuellen Lebenssituation im Augenblick der Befragung herleitet.¹¹³ Es besteht allenfalls die Chance, die Veränderungen individueller Erinnerungen zu messen in Langzeitstudien, die das Ritual des Interviews nach einem bestimmten Zeitintervall wiederholen und die vielfältigen Faktoren und Ereignisse erheben, die auf die Genese des Gedächtnisses Einfluss haben.¹¹⁴

In der Bedeutung der Zeitzeugen für die Identitätsbildung und die Formung des kulturellen Gedächtnisses in Deutschland treten manifeste Differenzen zwischen den Erinnerungskulturen hervor.¹¹⁵ Sie kennzeichnen zwei Diskurse in der nationalen Erinnerungslandschaft, die offenbar nach wie vor unvermittelt nebeneinander bestehen und um politische Durchsetzung ringen. Und diese Differenz wird mehr und mehr in den Vordergrund treten, zumal der Generationswechsel, der eigentliche Motor des „Erinnerungsbooms“, die mediale wie museumspädagogische Aufmerksamkeit für

die Zeitzeugen enorm erhöht hat, nicht zufällig in einer Periode, als die deutsche Erinnerungskultur mit der Errichtung des Berliner Denkmals für die ermordeten Juden Europas neu formiert wurde.¹¹⁶ Die Integration des Holocaust als zentrales Narrativ der deutschen Gesellschaft bedeutet aber, so Wolfgang Müller-Funk, „eine nicht ganz unproblematische Aneignung der Form und der Struktur eines distinkt jüdischen kollektiven Gedächtnisses.“¹¹⁷ Dieser bemerkenswerte Transfer¹¹⁸ geht nun keineswegs spurlos an den Zeitzeugen vorbei: Wenn die letzten Überlebenden des Holocaust und mit ihnen die letzten „geheiligten Opfer“¹¹⁹ sterben, bedeutet dieser Tatbestand eine tiefe Zäsur für die „sakrale Erinnerung“ und das „geheiligte Gedenken“ der Juden.¹²⁰ Bedeutet er dies auch für die kollektive Erinnerung der deutschen Gesellschaft? Sehen auch wir eine große, beinahe existenzielle Vergessensgefahr angesichts des Generationswechsels, der als biologischer Vorgang unaufhaltsam ist?

Im Übergangsprozess zum kulturellen Gedächtnis wird der Generationswechsel zur neuen Generationenfrage. Denn der Wechsel der Generationen ist eine problematische Übergangsphase wegen der Unmöglichkeit des Transfers dessen, was die Großeltern oder Eltern erlebt und erfahren haben. Die Schwierigkeit der intergenerationalen Staffelübergabe hat Reinhart Koselleck hellsichtig beschrieben: „Die in den Leib gebrannte Erfahrung der absurden Sinnlosigkeit lässt sich als Primärerfahrung nicht in das Gedächtnis anderer oder in die Erinnerung nicht Betroffener übertragen. Mit dieser negativen Botschaft müssen wir Zeitgenossen oder Nachgeborenen umzugehen lernen.“¹²¹ Es gibt also weder einen Automatismus der Übertragung noch einen simplen Mechanismus des Übergangs oder der Vererbung. Sondern es ist an den Akteuren der jetzt handelnden Generationen, die nun bald Unbeteiligte zu Großeltern hat, die Bedeutung der toten oder der letzten, hoch betagten Zeitzeugen für die Zukunft der Erinnerung auszuhandeln.¹²² Umso mehr, wenn es zutrifft, dass die junge Generation weder an die Singularität des Holocaust glaubt noch bereit ist, Auschwitz als konstitutives Element der persönlichen und sozialen Identität anzuerkennen.¹²³

Die „negative Botschaft“ hat Koselleck natürlich auch an seine Berufskollegen adressiert. Denn neben anderen Arbeitern am kulturellen Gedächtnis ist die Geschichtswissenschaft als empirische Wissenschaft eine Produzentin historischer Deutungen, die aktiv am Aushandlungs- und Entscheidungsprozess über die Zukunft der Erinnerung teilhat.¹²⁴ Jeder Zeitzeuge, auch jeder „moralische Zeitzeuge“ in seiner „Wahrheitsmission“ gegen das Vergessen¹²⁵, ist gleichsam ein „Ort der Erinnerung“, der zu erforschen und zu vermessen ist mit den Werkzeugen der historisch-kritischen Methode. Uns entbindet niemand von der Expertenaufgabe, die Zeugnisse

_ 103

Omar Bartov: Der Holocaust. Von Geschehen und Erfahrung zu Erinnerung und Darstellung, in: Rosemarie Beier-de Haan (Hrsg.): *Geschichtskultur in der Zweiten Moderne*, Frankfurt am Main 2000, S. 99.

_ 104

Bernhard Giesen: *Generation und Trauma*, in: Jürgen Reulecke (Hrsg.): *Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert*, München 2003, S. 62.; Vgl. Ziegler, *Gedächtnis*, S. 59ff.; Walter Prigge: *Weltkulturerbe zwischen nationalen Gedächtnissen und kosmopolitischen Erinnerungen*, in: Walter Prigge (Hrsg.): *Bauhaus Brasilia Auschwitz Hiroshima*, Berlin 2003, S. 15f. und Harald Welzer: *Das Interview als Artefakt*, in: *BIOS* (13) 2000, S. 51-63, S. 59f.

_ 105

Sigrig Weigel: *Zeugen und Zeugenschaft, Klage und Anklage*, in: *Zeugen und Zeugenschaft*, Berlin 2000, S. 111-135; Frank Bösch: *Das „Dritte Reich“ ferngesehen. Geschichtsvermittlung in historischen Dokumentationen*, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* (4) 1999, S. 204-220. Vgl. Harald Welzer: *Gedächtnis und Erinnerung*, in: Friedrich Jaeger (Hrsg.): *Handbuch der Kulturwissenschaften*. Bd. 3, Stuttgart 2004, S. 164f.

_ 106

Franziska Augstein: *Geschichte à la mode*, in: *Süddeutsche Zeitung*, Nr. 221, 25.9.2006, S. 11.

_ 107

Peter Burke: *Was ist Kulturgeschichte?*, Frankfurt am Main 2005, S. 19. Vgl. Welzer, *Gedächtnis*, S. 43 und Hockerts, *Zugänge*, S. 29f.

_ 108

Welzer, *Gedächtnis und Erinnerung*, S. 160ff. und Werner Bohleber: *Zum*

Problem der Veridikalität von Erinnerungen, in: *Bios Sonderheft 2007*, S. 89-96; Hans J. Markowitsch: Die Erinnerung von Zeitzeugen aus der Sicht der Gedächtnisforschung, in: *Bios 13* (2000), S. 38f., 46f.

_ 109

Diese Bilanz zieht auch Sabrow, Historiker, S. 152: „Gerade darin zeigt sich aber doch, dass der Historiker eben doch kein besserer Zeitzeuge ist. Mehr noch: Es sind nicht selten gerade die Historikern zugeschriebenen und von ihnen in Anspruch genommenen Objektivitätsstandards, die die angestregte Homogenisierungsarbeit am eigenen Gedächtnis kaschieren. Hinter der individuellen Erinnerungspolitik und ihrer fachlichen Disziplinierung wird in allen Untersuchungsbeispielen die geheime Macht der zeitgebundenen Gedächtnisordnung fassbar, die der Erinnerung des einzelnen die Richtung vorgibt und die jeweils geltenden autobiografischen Muster festlegt.“

_ 110

Singer, Wahrnehmen, S. 84ff.; Welzer, Gedächtnis, S. 44; Ders., Interview, S. 51; Ders., Gedächtnis und Erinnerung, S. 163ff., 170f.; Niethammer, „Floating Gap“, S. 49. Vgl. Daniel L. Shacter: *Wir sind Erinnerung*, Reinbek bei Hamburg 1999, S. 496: „Unsere Erinnerungen sind die hinfalligen, aber machtvollen Produkte dessen, was wir aus der Vergangenheit behalten, über die Gegenwart glauben und von der Zukunft erwarten.“ Vgl. Egon Flaig: *Soziale Bedingungen des Vergessens*, Berlin 1999, bes. S. 35ff. und Aleida Assmann: *Wie wahr sind Erinnerungen?*, in: Harald Welzer (Hrsg.): *Das soziale Gedächtnis*, Hamburg 2001, S. 103-122.

_ 111

Assmann, *Gedächtnis* (1999), S. 16f. Vgl. Fried, *Vergessen*, S. 581 und Hans D. Kittsteiner:

der Zeitzeugen als „Ergebnis menschlicher Wahrnehmung, Erinnerung und Deutung“ oder als „datengestützte Erfindungen“ zu behandeln¹²⁶ und nach den Erkenntnispotenzialen dieser „Ego-Texte“ als historische Quellen zu fragen. Dies gilt für die „Generationen der Opfer“ – vom Säugling, über den Heranwachsenden bis zum Greis – nicht weniger als für die „Generation der Täter“. Ziel muss sein, durch einen gründlichen Vergleich die Signifikanz des Unterschieds der Wahrnehmungen und schließlich wohl auch eine Vielfalt der Erinnerungen aufzuweisen.

In diesem Sinne erscheint es geboten, Vorstöße in über lange Jahre vermintes Gelände zu unternehmen und die historische Darstellung des Holocaust als „Testfall für das Leistungsvermögen der historischen Erinnerungsforschung“ (Astrid Erll) zu begreifen.¹²⁷ Es sind insbesondere die politischen Barrieren und gesellschaftlichen Tabus zu bezeichnen¹²⁸, die eine wissenschaftliche, kritische und methodisch reflektierte Perspektive auf die Zeugnisse von Zeitzeugen verschiedenster ethnischer, religiöser, sozialer oder politischer Provenienz blockiert haben. Diesen Weg hat Omer Bartov vor einigen Jahren vorgezeichnet: „Der Weg zum Verständnis der objektiven Wirklichkeit des Nationalsozialismus und der subjektiven Erfahrung des Lebens unter ihm muss über die objektive Wirklichkeit des Holocaust und die subjektive Erfahrung derer, die darin umkamen, führen. Eine Geschichte, die die Trennlinie zwischen den beiden aufrechtzuerhalten versucht, sei es unter Berufung auf Unbegreifbarkeit oder durch selbstmitleidiges Bejammern des Leids der Opfer, wird ewig um das Wesen der NS-Zeit kreisen, ohne jemals darin einzudringen, und lediglich Illusionen und Selbsttäuschungen oder trockene, klinische Rekonstruktionen zeitigen, ohne auf dem Weg über Selbstverständnis und Versöhnung wirklich Sinnvolles zu leisten.“¹²⁹

Einen erheblichen Fortschritt auf diesem Wege des integrativen Zugriffs bedeuten die jüngeren Forschungen zum Begriff der „Generation“. Denn der Generationswechsel ist ein markanter Wendepunkt, der mit intensiven Anstrengungen der Sicherung persönlicher Erinnerungen der Zeitzeugen einhergeht. Akteure sind Gedenkstätten, Museen, Schulen und die Medien. Es ist doch alles andere als Zufall, dass es ein Journalist und kein professioneller Historiker war, nämlich der SPIEGEL-Redakteur Martin Doerry, der vor wenigen Monaten das Buch „Nirgendwo und überall zu Haus. Gespräche mit Überlebenden des Holocaust“ mit breiter medialer Wirkung vorlegte.¹³⁰ Doerry folgt der Vision von Elie Wiesel: „Jeder, der heute einem Zeugen zuhört, wird selbst ein Zeuge werden.“ – also arbeitet die Erinnerung – völlig anders als Koselleck vermutet – im Dominoeffekt über Generationsgrenzen hinweg?

Die befragten 24 jüdischen Frauen und Männer bilden die letzte Alterskohorte der Opfergeneration des Holocaust, die es als ihre „Mission“ begreift, von ihrem Schicksal zu erzählen, damit sich die „Barbarei nicht wiederholt.“ (13). Als Kinder überlebten sie den Holocaust, als Senioren blicken sie 60 Jahre später zurück – 60 Jahre, in denen ihre Erinnerungen permanentem Wandel unterlagen, sei es durch Gespräche in der Familie, mit Freunden oder anderen Überlebenden, sei es durch Lektüre von Büchern, durch Fotografien oder Fernsehsendungen, sei es durch Interviews mit Journalisten oder Historikern.¹³¹ Wir haben in diesem Buch die erfragten, verschrifteten und redaktionell bearbeiteten Ergebnisse einer beinahe lebenslangen Auf-, Ver- und Bearbeitung vor uns.

Wenn es zutrifft, dass eine „existentielle Grunderfahrung“ die kollektive Identität einer „Generation“ entscheidend konstituiert, dann stellt sich bei den „Erinnerungen der 24“ die interessante Frage, ob sie als Zeugen für ihre eigene Generation stehen oder ob sie sich als Zeugen der Generation ihrer Eltern oder Großeltern begreifen¹³² und als „Adoptivzeugen“ (Geoffrey Hartman) ihre Identität mit der kollektiven Identität der Holocaust-Opfer verschmelzen.¹³³ Dieser Vorgang ist in der Oral-History Arbeit vielfach belegt.¹³⁴ Was verbindet also unter dem Blickwinkel der geteilten Erinnerung und des „intergenerationellen Durcharbeitens“ der Erinnerung¹³⁵ Elie Wiesel oder Primo Levi mit Saul Friedländer oder Alfred Grosser?

Auf der Grundlage der Forschungen zum Begriff der „Generation“ ist zunächst Klarheit darüber zu gewinnen, welche „Generation“ gemeint ist, wenn vom „Generationswechsel“ durch den Tod der Zeitzeugen – Opfer wie Täter – die Rede ist.¹³⁶ Und die Generationenforschung eröffnet erhebliche Vernetzungspotenziale mit kulturwissenschaftlichen Arbeiten zum kulturellen Gedächtnis, um Einsicht zu gewinnen in die sozialen Bedingungen der Kommunikation und Interaktion, in denen spezifische Formen des Erinnerens und symbolische Ordnungen entstehen (und vergehen), die individuell wie kollektiv wirksam Orientierung geben und Sinn stiften. Wir brauchen weitere, methodisch am Konzept „Generation als Erinnerungsgemeinschaft“ orientierte Studien, die, wie es beispielhaft Ulrike Jureit getan hat¹³⁷, verlässlich Auskunft darüber geben, ob Erinnerung und Gedächtnis (wie auch das Vergessen) Phänomene sind, die Generationen wie „die Flakhelfer“, „die 68er“ oder vielleicht sogar die „Generati-on Golf“ trugen und prägten.

„Iconic turn“ und „innere Bilder“ in der Kulturgeschichte, in: Ders. (Hrsg.): Was sind Kulturwissenschaften?, Bielefeld 2004, S. 165ff.

_ 112
Erika Linz: „The warehouse theory of memory is wrong.“ Zur Performativität semantischer Wissensstrukturen, in: Hedwig Pompe/Leander Scholz (Hrsg.): Archivprozesse, Köln 2002, S. 293f.; Assmann, Schatten, S. 90f.; Singer, Wahrnehmen, S. 84f.

_ 113
Singer, Wahrnehmen, S. 83ff.; Niethammer, „Floating Gap“, S. 34ff.; Welzer, Interview, S. 60f.; Bartov, Holocaust, S. 104f.; vgl. Astrid Erll: Medium des kollektiven Gedächtnisses: ein (erinnerungs-) kulturwissenschaftlicher Kompaktbegriff, in: Dies./Ansgar Nünning (Hrsg.) Medien des kollektiven Gedächtnisses, Frankfurt am Main 2004, S. 4ff.; Aleida Assmann: Persönliche Erinnerung und kollektives Gedächtnis in Deutschland nach 1945, in: Hans Erler (Hrsg.): Erinnern und Verstehen, Frankfurt am Main 2003, S. 129f.

_ 114
Vgl. Markowitsch, Erinnerung, S. 40f.

_ 115
Vgl. Beier-de Haan, Geschichte, S. 119f.; Bartov, Holocaust, S. 106f.

_ 116
Bartov, Holocaust, S. 109: „(...) die Konkretisierung der Erinnerung an den Holocaust (sc. mit dem Denkmal in Berlin, D.S.) wird genau zu dem Zeitpunkt erfolgen, da die Erinnerung an ihn als gelebtes und erlebtes Geschehen mit ihren Trägern absterben wird.“ Vgl. Knigge, Abschied und Wulf Kansteiner: The Pursuit of German Memory, Athens 2006, S. 280-315.

_117

Müller-Funk, Erzählen, S. 150.

_118

Vgl. Knigge, Abschied, S. 424: „(...) ist festzustellen, dass Institutionalisierung und Nationalisierung negativen Gedenkens historisch gesehen neuartig, vorbildlos und im internationalen Vergleich bisher weitestgehend einzigartig ist.“ Vgl. Sznajder, Israel, S. 192: „Innerhalb der jüdischen Tradition kann der Holocaust nur ein jüdisches Problem bleiben. Ihn zu verallgemeinern würde bedeuten, das tragischste Ereignis in der Geschichte der Juden zu nehmen und es zu einem Unfall der Moderne zu machen.“ Hans-Ulrich Thamer: Der Holocaust in der deutschen Erinnerungskultur vor und nach 1989, in: Jens Birkmeyer/Cornelia Blasberg (Hrsg.): *Erinnern des Holocaust? Eine neue Generation sucht Antworten*, Bielefeld 2006, S. 81-93. Mit der Gründungserklärung der „Task Force for International Cooperation on Holocaust Education, Remembrance, and Research“ in Stockholm im Januar 2000 wurde der Primat der Holocaust-Erinnerung auf der Ebene der EU festgeschrieben und „negatives Gedenken“ zum Fundament europäischer Identität. Dazu: Henry Rousso: Das Dilemma eines europäischen Gedächtnisses, in: *Zeithistorische Forschungen* (1) 2004, S. 376f.

_119

So Niethammer, Buchenwald, S. 104f. Vgl. Moshe Zuckermann: Trauerarbeit und Trauerpolitik. Gedenken und Ideologie im Umgang mit der Holocaust-Erinnerung, in: Bernd Liebsch/Jörn Rüsen (Hrsg.): *Trauer und Geschichte*, Köln 2001, S. 298f., 305f.

_120

Natan Sznajder: Israel, in: Knigge/Frei, *Verbrechen*, S. 185-198, (Zitat „geheiligt Gedenken“ S. 191); „sakrale Erinnerung“: Levy/Sznajder, *Erinnerung*, S. 123.

Ein erster Schritt kann eine strikte Historisierung der Leitbegriffe „Generation“ und „Generationswechsel“ sein.¹³⁸ Es gibt in der Geschichte der Moderne zahllose Präzedenzfälle für diesen Vorgang, und eine Spurensuche nach den „vergessenen Dimensionen des Generationenkonzepts“ (Sigrid Weigel) dürfte erhebliche Einsichten über Nutzen und Nachteil des Generationen-Begriffs für die historische Forschung liefern.¹³⁹

Und die „neueste deutsche Geschichte müsste“, wie Hans Jaeger bereits vor mehr als 30 Jahren mit guten Gründen mutmaßte, „mit ihren drei Umbrüchen von 1918, 1933 und 1945 einer um die Generationen-Analyse erweiterten Sozialgeschichte unerschöpfliches Material liefern können.“¹⁴⁰ Wie vollzogen sich Wechsel der „Generationen“ in Europa, Deutschland oder in Israel in Vormoderne wie Moderne? Welche Rolle spielten die Erinnerungen der Zeitgenossen, als sie nach 60 bis 80 Jahren vom kommunikativen Gedächtnis ins kulturelle Gedächtnis überführt wurden? Worum ging es, als „die Transformation kommunikativer, d.h. gelebter und in Zeitzeugen verkörperter Erinnerung, in kulturelle, d.h. institutionell geformt und gestützte Erinnerung, d.h. in kulturelle Mnemotechnik“ vollzogen wurde?¹⁴¹ Was fiel in diesem langen, kulturellen Kreativ-Prozess der Formierung eines kommunikativen Gedächtnisses einer Generation dem Vergessen anheim? Was taten Historiker oder Geschichtsschreiber an einer solchen generationellen Nahtstelle als Wissenschaftler und „Zeitzeugen“?

Die Zeitgeschichte bildet ein ideales Experimentierfeld für die Theorie des kommunikativen und kulturellen Gedächtnisses. In den Worten von Lutz Niethammer¹⁴²: „Wenn das Gedächtnis als plurales Instrumentarium und Voraussetzung unseres Denkens aufgefasst werden muss, (...) was hindert uns dann, die Geschichtswissenschaft als einen Teil und zwar einen zunehmend dominierenden Teil des Kulturgedächtnisses zu verstehen?“ Nichts hindert!

Es ist doch in der Tat höchst erklärungsbedürftig, dass die Disziplin, die per definitionem für die „Zeit-Geschichte“ verantwortlich ist und am unmittelbarsten von dem sich in unseren Tagen vollziehenden Generationswechsel betroffen ist, sich auffällig zurückhaltend verhält und anderen Akteuren aus Wissenschaft, Politik oder Journalismus das Feld der Arbeit am kulturellen Gedächtnis der Gegenwart überlässt. Speziell Deutschland stellt, wie es ein österreichischer Historiker mit dem oftmals weniger getrübbten Blick von außen sagt, „ein exzellentes Forschungsfeld dar, um die Mechanismen von Erinnerung und Gedächtnis zu begreifen“.¹⁴³ Und es ist ein Irrtum zu meinen, der Generationswechsel sei lediglich ein Trend, der die „zeitliche Distanz“ zur

„NS-Zeit“ erhöht und der „Auseinandersetzung“ mit den Zeitzeugen „etwas von ihrer Unmittelbarkeit“ nehme,¹⁴⁴ Es geht um ebendiese Unmittelbarkeit, die nicht einfach vergeht, und der für manche Historiker bedrückende Streit und Wettbewerb mit den Zeitzeugen erledigt sich nicht „as time goes by“. <<

_ 121

Reinhart Koselleck: Formen und Traditionen des negativen Gedächtnisses, in: Knigge/ Frei, Verbrechen, S. 21-32. Vgl. Ders.: Die Diskontinuität der Erinnerung, in: DZPhil (47) 1999, S. 214ff. Dazu auch Wolfgang Sofsky: Erinnern und Vergessen, in: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, Nr. 9, 6.3.2005, S. 15: „Die Aneignung dieser Empfehlung durch die bodenständige Tätergesellschaft ist so anmaßend wie sinnlos. Es ist ein Versuch, sich Versöhnung zu erschleichen, indem man sich dem Schicksal der Opfer anzugleichen sucht. Aber kein Mörder wird seiner Schuld durch Erinnerung ledig. Und kein Nachfahre vermag Selbstachtung und Urteilskraft zu gewinnen, indem er der Blutbäder gedenkt, die seine Ahnen angerichtet haben. Die Toten von Treblinka sind nicht dazu da, dass sich die Deutschen eine neue Identität beschaffen können.“

_ 122

Vgl. Christian Meier: Verurteilen und Verstehen. An einem Wendepunkt deutscher Geschichtserinnerung, in: „Historikerstreit“. Die Dokumentation der Kontroverse um die Einzigartigkeit der nationalsozialistischen Judenvernichtung, München 1989, S. 57. Der Künstler Jörg Herold hat 1999 die Formen rituellen Gedenkens kritisch hinterfragt und formulierte treffend: „Erinnerungsarbeit leisten die letzten Zeugen und kleine Gruppen von Spezialisten im Vertrauen auf die Medien. Wer wird in Zukunft, nachdem die letzten Zeugen nicht mehr sind und das letzte große Mahnmal gebaut sein wird, Erinnerungsarbeit leisten?“ Zit. nach Wettengl, Gedächtnis, S. 18. Vgl. Knigge, Abschied, S. 428f.

_ 123

So Birkmeyer, Erinnern, S. 11f.; Vgl. Jens F. Pypers: Die zukünftige Bedeutung des Holocaust, in: Fröhlich, Repräsentationen, S. 226f.

_ 124

Otto G. Oexle: *Memoria als Kultur*, Göttingen 1995, S. 21: „Es bedeutet, dass Historiker erkennen und anerkennen, dass sie an den Erinnerungskulturen ihrer Gegenwart teilhaben, und dass sie daran nicht nur partizipieren, sondern dass diese Momente gegenwärtiger Erinnerungskultur ihre wissenschaftliche Erkenntnis des Gewesenen ebenso wohl konstituieren wie begrenzen.“

_ 125

Assmann, *Schatten*, S. 92.

_ 126

Singer, *Wahrnehmen*, S. 77, 86; Vgl. Assmann, *Erinnerung*, S. 130 und Joutard, *Mémoire*, S. 40.

_ 127

Astrid Erl: *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen*, Stuttgart 2005, S. 46f. Vgl. Christian Schneider: *Der Holocaust als Generationsobjekt*, in: *Der Mittelweg* (36) 2004, S. 72f.

_ 128

Wolfgang Kaschuba: *Gedächtnislandschaften und Generationen*, in: Petra Frank/Stefan Hördler (Hrsg.): *Der Nationalsozialismus im Spiegel des öffentlichen Gedächtnisses*, Berlin 2005, S. 183-196 und Sznajder, Israel, S. 194f.; Niethammer, *Erinnerungsgebot*, S. 366f.; Daniel Levy/Natan Sznajder: *Die Enttabuisierung des Holocaust*, in: Dies., *Erinnerung*, S. 60ff. Vgl. Hans D. Kittsteiner: „Gedächtniskultur“ und Geschichtsschreibung, in: Knigge/Frei, *Verbrechen*, S. 313f.

_ 129

Bartov, *Holocaust*, S. 103.

_ 130

Martin Doerry: „Nirgendwo und überall zu Haus.“ *Gespräche mit Überlebenden des Holocaust*, München 2006. Vgl. nur Dorion Weickmann: *Schwarzfahrer des Schicksals*, in: *Die ZEIT*, Nr. 36, 31. 8.2006, S. 48.

_ 131

Vgl. Fried, *Erinnerung*, S. 570f.; Müller-Funk, *Erzählen*, S.159 f.; Zum ‚memory talk‘ in der Familie: Welzer, *Interview*, S. 57f.

_ 132

Vgl. zur Erinnerung an den Nationalsozialismus in drei Generationen und zum Einfluss der Familie als „Filter“ in der Identitätsbildung der Kinder und Enkel: Nina Leonhard: *Zwischen Vergangenheit und Zukunft: Die Erinnerung an den Nationalsozialismus im Verlauf von drei Generationen*, in: Birkmeyer/Blasberg, *Erinnern*, S. 63-80; Jörn Rüsen: *Historisch trauern – Skizze einer Zumutung*, in: Liebsch/Ders., *Trauer*, S. 71ff.

_ 133

Geoffrey Hartman: *Der intellektuelle Zeuge und die Shoah*, in: Ders.: *Der längste Schatten. Erinnern und Vergessen nach dem Holocaust*, Berlin 1999, S. 174ff., Zitat S. 174.

_ 134

Niethammer, „Floating gap“, S. 48f.; Ders., *Buchenwald*, S. 1050f.; Doerry, *Nirgendwo*, S. 12: „Wer die Schreckensjahre überlebt hat, solidarisiert sich und identifiziert sich häufig wieder intensiver mit der jüdischen Gemeinschaft.“ Vgl. Burke, *Geschichte*, S. 101 und Ulrike Schrader: *Lästige Orte. Bedeutung und Zukunft von Gedenkstätten zur Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus*, in: Birkmeyer/Blasberg, *Erinnern*, S. 102f. Marc Bloch sprach in seinem Beitrag „Wozu Geschichtswissenschaft?“ mit Recht davon, dass das Gedächtnis „zwar sehr lückenhaft, aber häufig auch furchtbar hartnäckig“ sei, weil eine „Generation an die nächste Erinnerungen weitergibt, die jedes individuelle Gehirn aufnimmt.“ (Aus der Werkstatt des Historikers, Frankfurt am Main 2000, S. 58).

_ 135

Mustergültig ist die Studie von Dan Baron: *Furcht und Hoffnung von den Überlebenden zu den Enkeln*, Hamburg 1995, bes. S. 426ff.

_ 136

Reulecke, *Generationalität*; Ders.: *Generationseinheiten als Erinnerungsgemeinschaften*, in: Karl Giebeler/Abraham Kustermann (Hrsg.): *Erinnern und Gedenken. Paradigmenwechsel 60 Jahre nach Ende der NS-Diktatur?*, Berlin 2007, S. 53-65; Frei, *Abschied*, S. 44f.; Ulrike Jureit/Michael Wildt: *Generationen*, in: Dies. (Hrsg.): *Generationen. Zur Relevanz eines wissenschaftlichen Grundbegriffs*, Hamburg 2005, S. 7-26. Jens Nordalm: „Generationen“ in der Historiographiegeschichte, in: Jan Eckel/Thomas Etzenmüller (Hrsg.): *Neue Zugänge zur Geschichte der Geschichtswissenschaft*, Göttingen 2007, bes. S. 297ff.

_ 137

Ulrike Jureit: *Generationen als Erinnerungsgemeinschaften*, in: Jureit/Wildt, *Generationen*, S. 244-265. So auch Christian Schneider: *Der Holocaust als Generationsobjekt*, in: *Der Mittelweg* (36) 2004, S. 56-73, bes. S. 69ff.; Ders.: *Der Holocaust als Generationsprojekt. Generationsgeschichtliche Anmerkungen zu einer deutschen Identitätsproblematik*, in: Margit Fröhlich (Hrsg.): *Repräsentationen des Holocaust im Gedächtnis der Generationen*, Frankfurt am Main 2004, S. 234-252; Reulecke, *Generationalität*, darin bes. Ulrich Herbert: *Drei politische Generationen im 20. Jahrhundert*, S. 240-265; Ulrike Jureit: *Generationenforschung*, Göttingen 2007; Reulecke, *Generationseinheiten*, S. 53-65.

_ 138

Vgl. das richtungweisende Fazit „Abschied vom Gestern“ von Anselm Doering-Manteuffel, in: *Nach dem Boom. Brüche und Kontinuitäten der Industriemoderne seit 1970* (in: *VfZ* 2007, S. 581).

_ 139

Sigrid Weigel: *Generation, Genealogie, Geschlecht. Zur Geschichte des Generationenkonzepts und seiner wissenschaftlichen Konzeptualisierung seit Ende des 18. Jahrhunderts*, in: Lutz Musner (Hrsg.): *Kulturwissenschaften*, Freiburg 2003, bes. S. 181f., Zitat S. 183.

_ 140

Hans Jaeger: *Generationen in der Geschichte. Überlegungen zu einer umstrittenen Konzeption*, in: *Geschichte und Gesellschaft* (3) 1977, S. 429-452, Zitat S. 450.

_ 141

Jan Assmann: *Die Katastrophe des Vergessens*, in: Aleida Assmann (Hrsg.): *Mnemosyne*, Frankfurt am Main 1991, S. 343f.

_ 142

Niethammer, „Floating Gap“, S. 48.

_ 143

Müller-Funk, *Erzählen*, S. 165. Vgl. Erl, *Gedächtnis*, S. 112ff. und Thamer, *Holocaust*, S. 93.

_ 144

Bernd Faulenbach: *Paradigmenwechsel im Umgang mit der NS-Zeit und des Erinnerns?*, in: Giebeler, *Erinnern*, S. 51.

05

Volkhard Knigge

**Erinnerungskultur zwischen Vergangenheitsgerede,
Geschichtspolitik und historischer Selbstreflexion.**

Soviel subjektive Vergangenheitsauslegung, soviel öffentliches Erinnern wie derzeit war nie. Gewann die kritische Gedichtsdidaktik der 1970er und 1980er Jahre ihre emanzipatorischen Energien nicht zuletzt aus der methodisch reflektierten, geschichtswissenschaftlich informierten Durchdringung und Hinterfragung von vermeintlich selbstverständlichen Geschichtsbildern und Traditionen, erscheint heute gemeinschaftliche Erinnerung als authentischer Zugang zur Vergangenheit. Mit der potentiellen Ersetzung von Historie durch Erinnerung geht zugleich eine einschneidende Zielverschiebung einher. Setzte Geschichtsvermittlung, die sich als bewusstes, methodisch reflektiertes Heraustreten aus vermeintlich naturwüchsig gegebenen Bindungs-, Identifikations- und Legitimationsmechanismen verstand, auf die Befähigung historiographisch fundierter Entwicklung eigenständiger, argumentationsfähiger historischer Urteilskraft sowie die Ausbildung von Geschichtsbewusstsein – als integrelem Verständnis des Zusammenhangs von Vergangenheitsdeutung, Gegenwartsverständnis und Zukunftsperspektive –, so wird historisches Erinnern dagegen zunehmend als Generierung und Tradierung von Identität verstanden.

Mit der Erinnerungskonjunktur ist die Entstehung eines neuen Politikfeldes verbunden. Lässt sich demokratische Kulturpolitik gerade daran erkennen, dass der Staat Rahmenbedingungen schafft, aber keine Inhalte vorgibt, so verschwindet diese Trennung im Bereich der Erinnerungskultur zunehmend. Zum einen, weil sich in ihrem Fall augenscheinlich kaum zwischen Rahmen und Inhalt unterscheiden lässt. Im Gegensatz zu Theatern oder Museen sind Denkmale oder Gedenkstätten keinesfalls nur Strukturen, die vor allem nach ihrer Schaffung mit Bedeutung gefüllt werden. Sie sind vielmehr durch ihre historische Referenz von Anfang an mit Inhalt versehen. Obwohl man Interpretationen ihres Kerngehaltes debattieren kann, bleibt ein Holocaust-Denkmal ein Holocaust-Denkmal, und ein zur Gedenkstätte umgewandeltes ehemaliges Stasi-Gefängnis ist alles andere als ein völlig bedeutungs-offener Raum. Zum anderen verbindet sich mit Erinnerungskultur aber auch explizites, womöglich parteipolitisches Politikwollen. So gehört für Norbert Lammert „zu den herausragenden Aspekten dieses Themas (...), „dass es in einer für die Kulturpolitik im Ganzen eher untypischen Weise eine unmittelbare staatliche Verantwortung impliziert. (...) Wenn es ein Thema gibt, bei dem sich der Staat, die Politik nicht allein auf die Schaffung von Bedingungen zurückziehen kann, sondern ausdrücklich oder heimlich – manchmal auch unheimlich – selber den Gegenstand dessen prägt, um was es geht, dann ist es der Bereich der Erinnerungskultur.“¹⁴⁵

– 145

Norbert Lammert:
Erinnerungskultur als staatliche Aufgabe. Bemerkungen zur Einleitung, in: Ders. (Hrsg.):
Erinnerungskultur, St. Augustin
2004 (4. Potsdamer Gespräche
zur Kulturpolitik der Konrad-
Adenauer-Stiftung am 16. und
17. Oktober 2004), S. 10.

_146

Christian Meier: Zum deutschen Gedenkwesen, in: ebda., S. 21.

Trotz der augenscheinlich engen Verbindung von Erinnerungskultur und (Geschichts-)Politik wäre es falsch, sich Erinnerungskultur als eindeutig definiert vorzustellen. Es fällt vielmehr auf, dass Erinnerungskultur zeitlich, thematisch und hinsichtlich der Akteure weit über jenen Raum hinausgreift, auf den Erinnerung eigentlich beschränkt ist: den Raum des persönlich erlebten Gestern. Erinnerung wird gegenwärtig ebenso als Synonym für Zeitzeugenschaft gebraucht wie für außerwissenschaftliche Geschichtsdarstellung im Allgemeinen. Gemeint sein kann die Auseinandersetzung mit der Geschichte des Nationalsozialismus oder Diktatur- und Unrechts-erfahrungen darüber hinaus. Erinnerung steht für die Thematisierung der Geschichte des extremen zwanzigsten Jahrhunderts, aber auch von Ereignissen davor. Erinnerung erscheint als national, europäisch oder global konnotiert oder als spezifisch moralisch-politische Form der Vergegenwärtigung von Geschichte. Erinnerung wird als hirnpfysiologische Operation, als lebensgeschichtlich-lebensweltlicher aber auch medialer oder kulturindustrieller Effekt im weiteren Sinn verstanden. Erinnerungskultur kann sich ebenso gut sprachlich wie visuell, narrativ oder symbolisch, prosaisch oder künstlerisch manifestieren. Kurz: Erinnerungskultur umschreibt nicht nur ein weites Feld, sondern es handelt sich im Fall von Erinnerungskultur auch um einen vagen, vieldeutigen Begriff; so vage, vieldeutig und nicht selten banal, dass Christian Meier es vorzieht, von Erinnerungswesen anstatt von Erinnerungskultur zu sprechen.¹⁴⁶

Uneindeutigkeit des Begriffs und Vielfalt der unter ihn gefassten Sachverhalte drohen vergessen zu machen, was in der Bundesrepublik Deutschland anfänglich mit Erinnerung gemeint war. Nämlich die Ausbildung eines historisch aufgeklärten politischen Bewusstseins und entsprechender gesellschaftlicher Sensibilität, die die Wiederholung von Auschwitz für alle Zeiten unmöglich machen sollten. In dieser Perspektive bedeutete Erinnern nichts weniger als die gefühlige Vermittlung Identität stiftender Geschichtsbilder. Die Aufforderung, sich zu erinnern, gründete im „Nie wieder“ Überlebender, das darauf zielte, die konkrete Erfahrung von Demokratiezerstörung, Vernichtungskrieg und Zivilisationsbruch gegen deren Wiederholung fruchtbar zu machen.

Darüber hinaus wendete sich Erinnern gegen das in der Bundesrepublik Deutschland nach 1945 weit verbreitete Ableugnen oder Schweigen. Erinnern stand dafür, sich selbst und anderen einzugestehen, was tatsächlich der Fall gewesen war, bedeutete also Anerkenntnis von Schuld, Mitschuld oder Mitverantwortung. Und schließlich zielte Erinnern als „Bewältigung der Vergangenheit“ auf den aktiven Einsatz für die Beseitigung aller politischen, sozialen, kulturellen und mentalen Ursachen des „Drit-

ten Reichs“. Anders gesagt, Erinnern manifestierte sich nicht allein in der Ausbildung oder Aktualisierung von Gedächtnis, sondern vor allem in handfester Arbeit an der eigenen Gesellschaft. Diese Arbeit schloss einen Perspektivwechsel ein. Vergangenheit musste zwingend unter Einschluss der Erfahrung der Opfer rekonstruiert und bewertet werden. Die dem Erinnerungsbegriff eigentümliche moralisch-aufklärische Aura, die Erinnerung im Gegensatz zu anderen Formen der Geschichtsvermittlung per se als Königsweg zur Bildung demokratischen Bewusstseins und humaner Gesittung erscheinen lässt, beruht nicht zuletzt auf dieser Herkunftsgeschichte wie auch der Erfahrung, dass selbstkritische Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit und substantielle Verankerung der Demokratie in der Bundesrepublik eng miteinander verbunden sind.

Erinnern in diesem Sinn bedeutet einen erinnerungskulturellen Paradigmenwechsel. Traditionell haben Gemeinschaften erfahrene Gewalttaten und Gräueltaten, erlittenes Unrecht und Leid im Gedächtnis bewahrt, um deren Kompensation durch Rache und Revanche vorzubereiten; eine Praktik zur Verstetigung von Feindschaft. Im Gegensatz dazu zielt die nach 1945 in der Bundesrepublik Deutschland unvermeidlich gewordene Form des Erinnerns darauf, verursachtes, anderen zugefügtes Unrecht und Leid – gleich einem negativen Horizont, von dem es sich abzusetzen gilt – dauerhaft vor dem Vergessen zu schützen. Diese Form des Erinnerns ging – und geht – in normativer Besetzung der Vergangenheit nicht mehr auf. Sie vollzieht sich vielmehr als spezifische Form des Lernens aus der Geschichte, macht, genauer gesagt, Lernen aus der Geschichte in der Moderne überhaupt erst möglich.

Denn nachdem Geschichte mit der Herausbildung des historischen Bewusstseins seit Ende des 18. Jahrhunderts und in Folge ihres beschleunigten Wandels nicht mehr dazu geeignet ist, Rezeptweisheiten für Gegenwartshandeln zu liefern, nachdem die großen historischen Meistererzählungen und Geschichtsphilosophien, die um vermeintlich sichere Wege in eine glückliche Zukunft wussten, spätestens an der Realität des 20. Jahrhunderts zerschellt sind, und nachdem es angesichts der Menschen gemachten historischen Katastrophen nicht hinreicht, die eigene Welt im Spiegel vergangener Welten bloß kontemplativ zu betrachten, bleibt nur mehr historisch-kritische Selbstreflexion als Möglichkeit, aus Begebenheiten zu lernen, was man nicht machen soll. Anders gesagt, Vergangenheit erscheint nicht als Identitätslieferantin, sondern wird zum Anlass willentlicher Selbstbeunruhigung auf Besseres hin. Zur essentiellen Demokratisierung und Humanisierung von Gesellschaften leistet historisches Erinnern nur in dem Maße einen Beitrag, wie es handlungsorientierte, menschenrechtlich ausgerichtete historische Selbstreflexion ist.

Im Rückblick erscheint das hier umrissene Konzept von Erinnerungskultur als ein Projekt spezifisch westdeutscher Demokratisierungsanstrengungen, dessen Protagonisten sich einerseits auf den antinazistischen Gründungskonsens der Bundesrepublik berufen konnten, sich aber andererseits gegen zahlreiche gesellschaftliche Widerstände durchsetzen mussten. Diese äußerten sich nicht allein in den vielfach beschriebenen Formen des Ableugnens, Schweigens, Schönredens oder als empirisch unscharfe, selektive Interpretationen der NS-Vergangenheit, sondern sie gründeten auch in der unreflektierten Tradierung überkommener Formen nationaler Gedächtnisbildung und nationalen Totenkults. Aus deren Perspektive bedeutet kritische historische Selbstreflexion Nestbeschmutzung, Verhinderung von Unbefangenheit, Schwächung oder Zerstörung des Selbstbewusstseins als auch Verdrängung der öffentlichen Erinnerung an die eigenen Toten und an erfahrenes Leid durch erzwungene Trauer um Andere.

Angesichts des Fortlebens solcher Auffassungen verwundert es nicht, dass im Zusammenhang mit der Vereinigung der beiden deutschen Teilstaaten 1990 innerhalb und außerhalb Deutschlands Befürchtungen laut wurden, dass mit dem Ende der Zweistaatlichkeit – letztlich Resultat der verbrecherischen Politik NS-Deutschlands – auch das Ende der kritischen Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und dessen Folgen und Nachwirkungen gekommen sei. Margret Thatcher beispielsweise hat damals vom „Vierten Reich“ gesprochen. Tatsächlich aber präsentieren sich die eineinhalb Jahrzehnte nach der deutschen Vereinigung vielschichtig und ambivalent, d. h. sowohl als Zeit weit reichender Durchsetzung wie auch als Zeit der Transformation und Aushöhlung selbstkritischer Erinnerungskultur.

Die Durchsetzung des selbstkritischen Erinnerungsparadigmas kommt nirgendwo so deutlich zum Ausdruck wie in den historisch vorbildlosen Entscheidungen staatlicher Selbstverpflichtung, die Erinnerung an die verbrecherischste Seite der deutschen Geschichte festzuschreiben, breit zu institutionalisieren und verstärkt finanziell zu fördern. Die Proklamierung des Befreiungstages von Auschwitz 1996 durch den damaligen Bundespräsidenten Herzog zum nationalen Gedenktag an die Opfer des Nationalsozialismus, der Beschluss des Bundestages zur Errichtung eines „Denkmals für die ermordeten Juden Europas“ in der Hauptstadt 1999 sowie die ebenfalls 1999 von der Bundesregierung vorgelegte „Konzeption der künftigen Gedenkstättenförderung des Bundes“ markieren entscheidende Etappen auf diesem Weg. Was nicht zuletzt als bürgerschaftlich getragene Gegenerinnerung begonnen hatte, gehört seitdem zumindest normativ zum Kernbestand nationaler Erinnerung.

Es fällt allerdings auf – und kann als Hinweis auf den fortdauernden Widerstreit zwischen ausweichenden und kritischen Formen der Erinnerung verstanden werden –, dass sich diese Durchsetzung in erheblichem Maß als Nebenprodukt ganz anders gelagerten historischen Rückblicks vollzogen hat. So verdankt sich der Errichtungsbeschluss für das „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“ nicht zuletzt der vehementen Kritik – auch des Zentralrates der Juden in Deutschland – an der Regierung Kohl, die „Neue Wache“ in Berlin 1993 in bewusst entkonkretisierender, verschleiernder Manier zur nationalen deutschen Gedenkstätte für „Alle Opfer von Gewaltherrschaft und Krieg“ zu gestalten. Intensivierung und finanzielle Besserstellung der Konzentrationslager-Gedenkstättenarbeit seit Beginn der 1990er Jahre folgten zunächst aus der Notwendigkeit, die großen „Nationalen Mahn- und Gedenkstätten“ der DDR grundlegend neu zu gestalten. Und auch die „Konzeption der künftigen Gedenkstättenförderung des Bundes“ ist als Nebenprodukt der Abwicklung der DDR bzw. der Aufarbeitung ihrer kommunistischen Vergangenheit entstanden. Vorgelegt wurden die ihm zu Grunde liegenden Empfehlungen nämlich von der Enquete-Kommission „Überwindung der Folgen der SED-Diktatur im Prozess der deutschen Einheit“ (1995 – 1998). Aufgefordert, u. a. auch ein Konzept zur kritischen Erinnerung der SED-Diktatur auszuarbeiten, konnte sie nicht ignorieren, dass es die demokratische Kultur der Bundesrepublik zutiefst delegitimiert hätte, acht Jahre nach Überwindung des SED-Staates zwar eine solche Förderkonzeption, zugleich aber 53 Jahre nach der Zerschlagung des „Dritten Reichs“ keine in Bezug auf die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus vorzulegen.

Stehen die 1990er Jahre für forcierte Institutionalisierung und staatliche Verankerung der Auseinandersetzung mit den NS-Verbrechen, so stehen sie zugleich auch für die thematische Ausweitung von Diktaturerinnerung. Seit der Vereinigung muss die Auseinandersetzung zwei Diktaturen in Deutschland gelten, ein Umstand, dem die Gedenkstättenförderkonzeption des Bundes in dreifacher Weise Rechnung trägt. Zum einen geht sie davon aus, dass die „Erinnerung an die beiden Diktaturen, die Feindschaft gegen Demokratie und Rechtsstaat verbunden hat, das Bewusstsein für den Wert von Freiheit, Recht und Demokratie (schärft).“ Zum anderen wird nicht ignoriert, dass sich die beiden Diktaturen, auch wenn sie in normativer Sicht gleich weit vom liberalen, demokratischen Verfassungsstaat entfernt sind, deutlich unterscheiden, etwa hinsichtlich Zustimmung, Regimeloyalität, Täterschaft oder Quantität und Qualität von Unrecht bzw. Verbrechen, aber auch im Blick auf ihre ideologischen und geschichtlichen Voraussetzungen und Ursachen. Und schließlich wird die Förderung an sachlich-fachliche Kriterien gebunden, die für beide Erinnerungssphären gleichermaßen gelten: gesamtstaatliche Bedeutung auf Grund der historischen Tatbestände, unverwechselbares inhaltliches Profil, fachwissenschaftliche Fundierung

_ 147
Deutscher Bundestag, 14/1569,
Anlage 1.

_ 148
Deutscher Bundestag, 14/1569.

von Ausstellungspraxis und pädagogischer Arbeit, Komplementärfinanzierung durch die jeweiligen Sitzländer, Möglichkeit der Anschubfinanzierung bei entsprechender Vorbildlichkeit auch für Projekte kleinerer Gedenkstätten und Initiativen.¹⁴⁷ Eine plural zusammengesetzte Expertenkommission berät den Beauftragten für Kultur und Medien hinsichtlich der Bescheidung von Förderanträgen.

Die Ausweitung der Diktaturerinnerung kennt aber nicht nur Vorhaben, mit der zweifachen Diktaturgeschichte in Deutschland fachwissenschaftlich begründet, konkret und differenziert umzugehen. Sie war – und ist – ebenso von Versuchen verwischender, angleichender Deutung begleitet wie von Vorstellungen, Erinnerung erschöpfe sich in Pietät gegenüber Opfern. Wohl nicht zufällig am 17. Juni 2004 hat die Unionsfraktion ein vor allem von Günter Nooke inspiriertes „Gesamtkonzept für ein würdiges Gedenken aller Opfer der beiden Diktaturen“ in den Bundestag eingebracht. Eine – erst nach heftiger öffentlicher Kritik – vorangestellte, bereits sprachlich schiefe Klausel behauptete zwar, dass „der millionenfache Mord an den europäischen Juden immer ein spezielles Gedenken fordern würde“, ansonsten aber sollten beide „Diktaturen von einer Gewaltherrschaft geprägt (gewesen sein), die sich in der systematischen Unterdrückung ganzer Bevölkerungsgruppen manifestiert hat.“¹⁴⁸

Die Schwierigkeiten, wenn nicht der Unwillen, sich mit dem Nationalsozialismus einerseits und der SED-Diktatur andererseits konkret und differenziert auseinanderzusetzen, resultieren nicht zuletzt aus der Revitalisierung totalitarismustheoretischer Konzepte und deren trivialisierender politischer Verwendung nach 1990. Im Gegensatz zum konzeptuellen Zugang der zweifachen Diktaturerfahrung droht der darin angelegte pauschalisierende Blick nicht nur, die nationalsozialistische Wirklichkeit zu entschärfen, sondern er trägt auch zum Auseinanderdriften von DDR-Erfahrung und DDR-Erinnerung bei. Anders gesagt: Je stärker die DDR als Abbild des „Dritten Reiches“ verzeichnet wird, je weniger anschlussfähig drohen DDR-Erfahrung und öffentliche DDR-Erinnerung zu werden mit der Folge, dass nicht nur, aber auch aus diesem Grund die kritische und selbstkritische Auseinandersetzung mit der SED-Diktatur erlahmt, wenn nicht in Nostalgie umkippt.

Die Fokussierung des Unionsantrages auf ein „würdiges Gedenken aller Opfer der beiden Diktaturen“ steht beispielhaft für das Missverständnis, historische Erinnerung auf Pietät zu konzentrieren. Gewiss gehört die Achtung nicht nur der eigenen Toten zu den zivilisatorischen Errungenschaften der Menschheit, aber für selbstkritische Diktatur- und Verbrechenserinnerung kann gerade unter dem Gesichtspunkt gesellschaftlicher Prävention nicht andächtiges „Schweigen über Gräbern“ im Vordergrund stehen. Pietät gegenüber Opfern ernst genommen, bedeutet sich jeder Funkionali-

sierung entgegengesetztes Innehalten und Erschrecken, Innehalten und Erschrecken aber, die zwingend mit der Frage nach der politischen, gesellschaftlichen und kulturellen „Erzeugung“ von Opfern verbunden sind. Opfer verweisen auf Täter, Mitläufer und Zuschauer. Die historisch informierte Auseinandersetzung mit ihnen und den Ursachen ihrer Existenz bildet den Kern kritischer Selbstreflexion. Von Fall zu Fall erfordert sie das Aussprechen und Aushalten von Ambivalenzen und zweifachem Schmerz, insofern Opfer – die Abfolgen und Kausalitäten von Gewalt ernst genommen – auch auf sich selbst als Mitverursacher ihres Schicksals verweisen können. Dies gilt sowohl für NS-Belastete in sowjetischen Speziallagern wie für deutsche Tote des alliierten Luftkriegs oder deutsche Vertriebene.

Der Erinnerung an diese Opfer und der Trauer um sie korrespondieren Schmerz und Erschrecken an der Tatsache, wie wenig Deutsche sich dem NS-Regime verweigert haben – etwa in der Weise, wie dies eine Enkelin in Bezug auf ihren im sowjetischen Speziallager Nr. 2 in Buchenwald im Januar 1946 umgekommenen Großvater fünfzig Jahre nach dessen Tod versucht hat. Um einen Baum im größten Gräberfeld dieses Lagers hatte sie gut sichtbar eine weiße Schleife aus kostbarem Stoff gebunden, die mit folgendem Memento versehen war: „Meinem geliebten armen Großvater Curt Rühle von Lilienstern zum 50. Todestag. Gestorben am 8. Jan. 1946. Seine Enkelin Astrid Rühle. 8. Jan. 1996 (Darunter hatte sie ein Herz gemalt V. K.). Er war Generalmajor und Opfer seiner soldatischen Obrigkeitstreue, die auch vor Hitler nicht Halt gemacht hat. Ich wünschte, er hätte sich verweigert. Er möge in Frieden ruhen.“ Geschichtswissenschaftlich – und durch internationalen Dialog – sind für solche Aufrichtigkeit die Grundlagen gelegt. Allerdings gehört die nicht nur von Opferverbänden immer wieder erhobene Behauptung, Historiker verdürben die Erinnerung, notorisch zu den Begleiterscheinungen der Erinnerungskultur.

Die wohl größte Herausforderung für historische Erinnerung als kritischer Selbstreflexion besteht in der Bewältigung des sich gegenwärtig vollziehenden Zeitenwechsels. Beinhaltet die Transformation der kritischen NS-Erinnerung in ein nationales Projekt beinahe zwangsläufig einen Zug zum Affirmativen, so wird dieser mit dem Zeitenwechsel, den das beschleunigte Schwinden der Zeitzeugen bedeutet, nur umso auffälliger – und partiell gewollter. Mit den Emigranten, Widerstandskämpfern und Überlebenden der Lager gehen die unmittelbaren Zeugen der Verbrechen und gewichtige Instanzen gesellschaftlicher und erinnerungskultureller Kritik verloren, während gleichzeitig das Bewusstsein wächst, das finstere Deutschland endgültig hinter sich gelassen und den „Weg zurück in den Kreis der zivilisierten Völkergemeinschaft“¹⁴⁹ gefunden zu haben.

– 149

Gerhard Schröder: Rede zu den französischen Feierlichkeiten zum 60. Jahrestag der alliierten Invasion in der Normandie in Caen am 06.06.2004.

_ 150

Norbert Lammert: Nationales Gedächtnis und Kultur der Erinnerung. Geschichtliche Orientierung und staatliche Verantwortung, in: Die politische Meinung. Monatszeitschrift zu Fragen der Zeit (426) 2005, S. 26-30.

_ 151

Vgl. Klaus Altheim/Heger Bardo: Die unbequeme Vergangenheit. NS-Vergangenheit, Holocaust und die Schwierigkeit des Erinnerns, Schwalbach 2002; Alphons Silbermann/Manfred Stiffers: Auschwitz. Nie davon gehört? Erinnern und Vergessen in Deutschland, Berlin 2000.

_ 152

Vgl. Monika Flacke (Hrsg.): Mythen der Nationen. 1945 – Arena der Erinnerungen, 2 Bde., Mainz 2004.

So gesehen, wendet sich Erinnerung gegen ihre ursprüngliche Motivation, indem sie das Gefühl bestärkt, weit jenseits der Vergangenheit zu leben. Es ist zu vermuten, dass nicht zuletzt diese Umcodierungsmöglichkeit Erinnerungskultur geschichtspolitisch interessant macht. Zugleich droht historische Erinnerung immer mehr zu verinseln und zu fragmentieren. Quellenkritisch unhinterfragte individuelle Erzählungen – nicht selten aus zweiter oder dritter Hand – und deren medienwirksame Montage erfreuen sich großer Popularität, vermeintliche eins-zu-eins Abbildungen historischer Momente – wie der Film „Der Untergang“ – ersetzen die empirisch gehaltvolle, komplexe Auseinandersetzung, der Schrecken wird unterhaltsam oder gebiert einzelfallbezogene oder überhistorische moralische Erzählungen. Zugleich wächst das Interesse an einem nationalgeschichtlichen Kanon, in dem „Vorbildliches“ und „Negatives“ austariert sind.¹⁵⁰ Man wird deshalb am Beispiel der DDR daran erinnern müssen, wie schnell und umfassend Erinnerungskultur verschleißt, die sich von der Vergangenheit abkoppelt und in affirmativen Routinen erstarrt. Ihre Zukunft als orientierendes Moment demokratischer Selbsterziehung hängt entscheidend davon ab, inwiefern sie sich als geschichtswissenschaftlich unterfütterte, politisch unbevormundete besondere Form historischer Bildung verstehen und entfalten kann, aus deren Sicht die negative Vergangenheit ebenso abgeschlossen wie unabgeschlossen ist und die sich darüber hinaus der Aufgabe stellt, statt fragmentarischer Opfergeschichten die Geschichte der zwei deutschen Diktaturen nach Themen und Orten unaufgesplittert im jeweils konkreten Zusammenhang vollumfänglich darzustellen.

So unerlässlich die Förderung der Arbeit an den historischen, authentischen Orten war und ist, scheint sie gerade davon auch zu entlasten. Es gibt also keinen Grund zur Selbstzufriedenheit – zumal Erinnerungskonjunktur und tatsächlich vorhandenes historisches Wissen deutlich auseinanderklaffen¹⁵¹ –, sondern es sind neue gesellschaftliche, curriculare, didaktische, museologische und pädagogische Anstrengungen erforderlich, um Erinnerung als historisch-kritischer Selbstreflexion vor Auslöschung sowie dem Rückfall in traditionelle Verengungen zu schützen und zugleich zukunftsfähig zu machen. Dass diese Anstrengungen neuerlich Anstrengungen zur Ausbildung kritischen Geschichtsbewusstseins sein müssen, versteht sich angesichts des angedeuteten Zeitenwechsels eigentlich von selbst und begründet sich darüber hinaus aus der Tatsache, dass höchst heterogene, legendenhafte Vergangenheitsbilder in Deutschland und Europa virulent sind.¹⁵² Förderung von Geschichtsbewusstsein ist das einzige Mittel gegen den Clash of Memories. <<

06

Juliane Brauer

**Das Konzentrationslager-Lied als Erinnerungsträger:
Vorschläge für neue Traditionen in der Gedenkkultur.**

Am Sonntag, den 17. April 2005 fand auf dem Gelände des ehemaligen Konzentrationslagers Sachsenhausen die zentrale Gedenkveranstaltung anlässlich der Befreiung des Lagers vor 60 Jahren statt. Der Tag war geprägt von lang erprobten Ritualen. Musik gehörte wie selbstverständlich dazu. So spielte das Landesjugendorchester den zweiten Satz der „unvollendeten“ Sinfonie von Franz Schubert. Vor mehr als sechzig Jahren erklang an diesem Ort ebenfalls der zweite Satz aus Schuberts bekanntester Sinfonie, heimlich gespielt von einem Häftlingsstreichquartett in der Pathologie. Während der dezentralen Gedenkveranstaltung wurde im Lagereingangsbereich von einer Blaskapelle das „Moorsoldatenlied“ gespielt, im gemäßigten Tempo, fast schon einem Trauermarsch ähnlich. Am Ende der jüdischen Baracken haben sich französische Überlebende und ihre Gäste versammelt. Ihr „Moorsoldatenlied“ in französischer Sprache klang kraftvoll und übertönte die Lieder der Gäste aus Israel, die 50 Meter entfernt ihre Gedenkzeremonie abhielten. Anschließend, auf der zentralen Gedenkveranstaltung, war der gemeinsame Gesang des „Moorsoldatenliedes“ fester Programmpunkt.¹⁵³ Es wurde in Französisch angestimmt. Soweit es ihre körperliche Verfassung zuließ, erhoben sich die Überlebenden von ihren Sitzen. Ihrem Beispiel folgten die Familienangehörigen, Freunde, jugendlichen Begleiter und die anwesenden Gäste. Bis zu diesem Zeitpunkt separierten sich die Überlebendengemeinschaften klar voneinander. Einige der Zeitzeugen trugen ihre ehemalige Häftlingsnummer mit dem dazugehörigen Dreieck als demonstratives Zeichen ihrer Zugehörigkeit zu einer der damaligen Häftlingsgruppen.

Doch beim Refrain des „Moorsoldatenliedes“ begannen die meisten Gäste mitzusingen, auf Tschechisch, Russisch, Polnisch, Französisch, Niederländisch, Deutsch und in den vielen anderen Sprachen der Überlebenden. Das „Moorsoldatenlied“ einte in diesem Moment der Gedenkfeier die sonst sich so sorgfältig abgrenzenden Gästegruppen. Der gemeinsame Gesang verband die Zeitzeugen mit den jüngeren Anwesenden als Vertreter der Generationen, die in naher Zukunft ohne die Überlebenden erinnern und Gedenken gestalten wird.

Für einen Augenblick wurde den Teilnehmenden das Gefühl von Zugehörigkeit im kollektiven Gedenken an die Toten vermittelt. Damit entstand kurzfristig eine Gedenkgemeinschaft, die im Stärke und Einigkeit symbolisierenden Gesang des „Moorsoldatenliedes“ als Sinnbild gesellschaftlichen Widerstandes ihr Bekenntnis zum „Nie wieder“ unterstrich. Der Gesang dieses Liedes bot darüber hinaus dem Einzelnen die Möglichkeit, seinen während der Gedenktage angestauten Emotionen Ausdruck zu verleihen und diese vielleicht sogar zu bewältigen. Musikpsychologisch betrachtet, diente das Singen im Gedenkablauf der Integration positiver und negativer Gefühlsenergien.¹⁵⁴ Das gemeinsame Singen war in diesem Moment somit auch gemeinsames Trauern.

_ 153

Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten (Hrsg.): 60. Jahrestag der Befreiung der Häftlinge aus den Konzentrationslagern Sachsenhausen und Ravensbrück sowie dem Zuchthaus Brandenburg, 14.-18. April, 24. April 2005, Oranienburg 2005, Programm S. 26f.

_ 154

Karl Adamek: Singen als Lebenshilfe. Zu Empirie und Theorie von Alltagsbewältigung. Plädoyer für eine „Erneuerte Kultur des Singens“, Münster 1996, S. 72f.

_ 155

Zur Entstehung des Liedes siehe Wolfgang Langhoff: *Die Moorsoldaten*, Berlin 1954. Die erste deutschsprachige Ausgabe des Erinnerungsromanes erschien 1935 in der Schweiz und wurde innerhalb kürzester Zeit in mehrere Sprachen übersetzt.

_ 156

Zur Verbreitung des Moorsoldatenliedes siehe Guido Fackler: „Des Lagers Stimme“. *Musik im KZ. Alltag und Häftlingskultur in den Konzentrationslagern 1933 bis 1936*, Bremen 2000, S. 248-264. Siehe weiterhin Fietje Ausländer/Susanne Brandt/Guido Fackler: *Das Lied der Moorsoldaten 1933 bis 2000*, Papenburg 2002, S. 3ff.

Nicht ohne Grund wird dem „Moorsoldatenlied“ seit den 1990er Jahren auch bundesweit von Überlebendengemeinschaften und Veranstaltern die Funktion einer „Gedekhymne“ zugeschrieben. Die Ursachen dafür sind in der vielschichtigen Wirkungs- und Rezeptionsgeschichte des Liedes zu sehen. Das im August 1933 im nordwestdeutschen Emslandlager Börgermoor von deutschen kommunistischen Gefangenen komponierte „Börgermoorlied“ ist das erste in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern entstandene Lied. Durch den bereits 1935 publizierten Erinnerungsroman von Wolfgang Langhoff¹⁵⁵, einem Mitautor des Liedes, wurde es innerhalb weniger Jahre international als das Kampf-, Protest- und Konzentrationslager-Lied rezipiert. Die musikalische Bearbeitung des im amerikanischen Exil lebenden Komponisten Hanns Eisler beschleunigte diese Popularisierung. Die „Internationalen Brigaden“ im spanischen Bürgerkrieg demonstrierten mit diesem Lied ihren Widerstandswillen, genauso wie Mitglieder der Résistance, die die französische Version als „Chant des Mareis“ sangen.¹⁵⁶ In der DDR galt das Lied als Symbol des internationalen antifaschistischen Widerstandskampfes. Die bundesdeutsche Protestbewegung entdeckte das „Moorsoldatenlied“ in den 1960er für sich und erklärte es zum hörbaren Signal gesellschaftlichen Umbruchs.

Doch das „Moorsoldatenlied“ ist nur eines von Hunderten von Liedern, die in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern entstanden. Zu fragen bleibt, was genau dieses eine Lied den Gefangenen tatsächlich bedeutete und welche historischen Konstanten und Konstrukte zum mittlerweile oft unreflektierten Gebrauch dieses Liedes führten. Findet vielleicht sogar eine unangemessene Vereinheitlichung heutiger Erinnerungskultur unter politischen Vorzeichen statt und was wäre dem entgegenzusetzen?

Am 27. August 1933, zwei Wochen nach der gemeinschaftlichen Erarbeitung des ersten Konzentrationslager-Liedes von Johann Esser und Wolfgang Langhoff (Text) sowie Rudi Goguel (Melodie), wurde das „Moorsoldatenlied“ aufgeführt. Anlass war eine von den Häftlingen des KZ Börgermoor organisierte Kulturveranstaltung mit dem Titel „Zirkus Konzentrazani“, an der auch SS-Wachen und Vertreter des SS-Kommandanturstabes teilnahmen. Alle Zuhörenden waren beeindruckt von dem eingängigen Lied, welches im schleppenden Rhythmus die alltägliche Trostlosigkeit der Gefangenen im Moor beschreibt. Seine Bedeutung und Brisanz erhielt es durch die letzte Strophe, in der prophezeit wurde, dass die Moorsoldaten eines Tages in ihre Heimat zurückkehren und nicht mehr mit den Spaten ins Moor ziehen würden. In den Monaten nach der Uraufführung sangen die politischen Häftlinge das „Moorsoldatenlied“ als ihr eigenes Konzentrationslager-Lied, gleichzeitig erklang es auf Befehl von SS-Wachen, von denen sich einige von der unpolitischen Alltagsbeschreibung angespro-

chen fühlten. Doch das Protestgefühl der singenden Häftlinge gab dem Lied sein unüberhörbares Widerstandspotenzial. Daher erfolgte noch im Jahr seiner Entstehung von Seiten der SS-Kommandantur des Lagers Börgermoor zeitweise das Verbot, dieses Lied zu singen. Durch Liedschriften und über die Gefangenen, die in andere Konzentrationslager überführt worden waren, sogar über Angehörige der SS-Wachen gelangte das Lied in die alten und neu erbauten Konzentrations- und Vernichtungslager.

Die Janusköpfigkeit dieser Konzentrationslager-Hymne wird mit Blick auf die befohlene Dimension von Liedern in den Konzentrationslagern deutlich. Wie viele andere frühe deutsche Lieder aus den Lagern steht das „Moorsoldatenlied“ beispielhaft für das ambivalente Changieren zwischen befohlenem und verbotenem Status. Im 1936 erbauten Konzentrationslager Sachsenhausen gehörte das „Moorsoldatenlied“ noch bis 1940 zum Repertoire der Lieder, die auf Befehl der SS auf dem Appellplatz gesungen werden mussten.¹⁵⁷ Das bedeutet, dass unter Androhung und Vollstreckung körperlicher Gewalt tausende polnische Häftlinge, die von September 1939 bis Ende 1940 in das Lager Sachsenhausen deportiert worden waren und als erste große Häftlingsgruppe nicht der deutschen Sprache mächtig waren, in der Quarantäne dieses Lied erlernen mussten, um auf dem Appellplatz mitsingen zu können, sobald der Befehl „Ein Lied!“ erklang.

Gleichzeitig gehörte das „Moorsoldatenlied“ bereits in der Aufbauphase des Lagers Sachsenhausen zum Standardrepertoire der Lieder der deutschen kommunistischen Gefangenen. Die Erinnerungen des ehemaligen Lagerältesten Harry Naujoks, einem Hamburger Kommunisten, verweisen darauf, dass es auf dem ersten gemeinsamen Liederabend Weihnachten 1936 gesungen wurde, „zum Schluß [...] stehend“.¹⁵⁸ Die deutschen kommunistischen Gefangenen in Sachsenhausen trugen das Lied an befreundete, politisch gleich gesinnte Häftlingsgruppen weiter, beispielsweise an die tschechischen Studenten und polnischen Gefangenen. Auf den ersten gemeinsamen Kulturabenden, die von den Teilnehmenden als „international“ beschrieben wurden, stellte das „Moorsoldatenlied“ ebenfalls einen festen Programmpunkt dar. In heimlich entstandenen deutschen und tschechischen Vokalensembles wurden 1940 Variationen des Liedes einstudiert. Der polnische Lagersänger Aleksander Kulisiewicz komponierte in den Jahren 1941 bis 1944 nach eigenen Aussagen einen „Hymnus“ nach dem „Moorsoldatenlied“, welchen er der „internationalen Häftlingsgemeinschaft“ widmete.¹⁵⁹ Auch Häftlingen anderer Nationalitäten war das „Moorsoldatenlied“ nachweislich bekannt. So sind Niederschriften des Liedes in norwegischen und niederländischen Liedbuchfragmenten zu finden.

– 157

Zusammenstellung der befohlenen Lieder, die auf dem Appellplatz gesungen werden mussten, von Hermann Hartmann und Günter Wackernagel in: Kulturelle Betätigungen im KZ Sachsenhausen. Erlebnisberichte ehemaliger Häftlinge des Konzentrationslagers Sachsenhausen, die in Vorbereitung der Tagung in Bernau 21./22.4.1979 entstanden als Grundlage für eine geplante Dokumentation „Kunst in Sachsenhausen“ durch die Akademie der Künste der DDR, Jan. – März 1979; in: Archiv der Gedenkstätte Sachsenhausen (AS) R 41/4, Bl. 10/19-10/21r. und Bl. 20/48-20/49.

– 158

Harry Naujoks: Bericht über Schallerabende, Hamburg 1961, in: Arbeiterliedarchiv der Akademie der Künste Berlin (ALA) 108, S. 2f.

– 159

Aleksander Kulisiewicz: Musik und Gesang in den faschistischen Konzentrationslagern 1933 bis 1945, Krakau o.J., unveröffentlichtes Manuskript, Arbeitsübersetzung von Radojewski, Doris, S. 61-72, in: AS P3 (Kulisiewicz, Aleksander).

_160

Zur kulturellen Dominanz der deutschen Kommunisten in Sachsenhausen und zur „Kulturarbeit“ siehe Juliane Brauer: *Macht der Musik – Musik der Macht. Zur Bedeutung von Musik und Gesang im Konzentrationslager Sachsenhausen. Ein Beitrag zur Alltagsgeschichte nationalsozialistischer Konzentrationslager*, Berlin 2007, bes. S. 168-175 und S. 408-411.

_161

So das Ergebnis eigener Recherchen siehe Brauer, *Macht*.

Doch spricht diese Verbreitung weniger für eine tatsächliche Bedeutung des „Moorsoldatenliedes“ in der internationalen Häftlingsgesellschaft, als vielmehr für eine kulturelle Dominanz der deutschen kommunistischen Häftlinge. Aufgrund ihrer Besetzung zentraler Positionen in der so genannten Häftlingsselbstverwaltung besaßen diese Möglichkeiten, Kontakte zu politisch gleich gesinnten Gefangenen herzustellen und diese zu unterstützen. Ideologisches Moment ihrer Unterstützung war nicht zuletzt das Weitertragen politischer Ideen und Ideale. Ein Instrument dieser Verbreitung war die von ihnen so genannte „Kulturarbeit“. Im Rahmen dieser Kulturarbeit organisierten die deutschen Kommunisten größere kulturelle Veranstaltungen in Sachsenhausen, an denen politische Gefangene anderer Nationalitäten teilnahmen. Diese Internationalität ist allerdings als ein Erinnerungskonstrukt zu deuten. Denn ausschließlich in den Aufzeichnungen von deutschen, polnischen und tschechischen Gefangenen wurden die gruppenübergreifenden Kulturveranstaltungen reflektiert. Das „Moorsoldatenlied“ war eines von mehreren Gemeinschaftsliedern, das auf diesen Veranstaltungen gesungen wurde.¹⁶⁰

Eigene Recherchen zur Musik im Konzentrationslager Sachsenhausen ergaben ein vielschichtiges Bild von Konzentrationslager-Liedern und deren Bedeutung für die Gefangenen unterschiedlicher nationaler und sozialer Herkunft. Allein im Konzentrationslager Sachsenhausen entstanden in den Jahren 1936 bis 1945 nachweisbar 122 Lieder in sieben Sprachen.¹⁶¹ Je nach formalen Kriterien, nach emotionalem Gehalt oder nach inhaltlichen Aussagen lassen sie sich bezeichnen als Elegien, Choräle, Lieder der Empörung, der Bitterkeit und des Hasses, als sentimentale Lieder, Liebeslieder oder Parodien. Sie wurden von verschiedenen Häftlingen komponiert und gedichtet, von denen meist nicht mehr als der Name überliefert wurde. Sie thematisierten elementare Emotionen und Bedürfnisse wie Hunger, Angst, Hoffnung, Trostlosigkeit. Sie dokumentierten Hinrichtungen und andere Formen körperlicher und emotionaler Gewalt. Sie waren Dokumente unmenschlichen Leidens und menschlichen Lebenswillens der Gefangenen des Lagers Sachsenhausen, authentische Zeugnisse von Wahrnehmungen- und Bewältigungsversuchen des Konzentrationslageralltags.

Eine Untersuchung dieser Lagerlieder sowie die Dokumentation der Situationen, in denen Häftlinge verschiedener Nationalitäten in Sachsenhausen sangen und musizierten, führte zu dem Ergebnis, dass das Komponieren, Dichten und Musizieren verschiedene individuelle und kollektive Funktionen für das Bewältigen der Alltagssituationen im Konzentrationslager Sachsenhausen hatte. Dem Einzelnen konnte es durch die Aktivität an sich (Mitwirkung in Ensembles, Organisieren von Probeterminen, Auftritten, Veranstaltungen, Festhalten an professionellen Standards) gelingen, kurz-

fristig vor der Realität des grausamen Alltages zu fliehen, den „Geruch des Todes“¹⁶² zu unterdrücken. In dem Bemühen, eine musikalische Sprache für das so genannte „Unsagbare“ zu finden, ist eine therapeutische Funktion zu sehen. Im Dichten, Komponieren und Präsentieren von Liedern gaben die Häftlinge ihrer Angst und Wut, ihrer Hoffnung und ihren Sehnsüchten eine Sprache. Diese Sprache war sehr vielfältig und spiegelte sich in den Liedtypen wider, die in Sachsenhausen entstanden.

Für einige Häftlingsgruppen wie die deutschen kommunistischen Gefangenen, die polnischen, tschechischen oder norwegischen Häftlingen, aber auch die Zeugen Jehovas als religiöse Gemeinschaft lässt sich zeigen, dass bestimmte Lieder Auskunft über Konstitution und Funktionsweisen der Häftlingsgruppen, über ihre Integrations- und Abgrenzungsmechanismen geben können. Diese Gruppenlieder, wie sie hier in Anlehnung an die Definition des Musiksoziologen Ernst Klusen genannt werden¹⁶³, spiegeln das Bemühen um Selbstvergewisserung, um Gemeinschaftsvertrauen, Stärke und die Suche nach einer kollektiven Identität wider. Dabei wird kollektive Identität im Sinne Jan Assmanns verstanden als „das Bild, das eine Gruppe von sich aufbaut und mit dem sich deren Mitglieder identifizieren. Kollektive Identität ist eine Frage der Identifikation seitens der beteiligten Individuen.“¹⁶⁴

Innerhalb der nationalen und sozialen Häftlingsgruppen wurden vor allem in den Jahren 1940 bis 1944 gruppeninterne kulturelle Blockabende organisiert, auf denen Heimat- und Volkslieder erklangen aber eben auch gruppenübergreifende Lieder – wie das „Moorsoldatenlied“. Die Gruppenlieder beruhten entweder auf einer den Gruppenmitgliedern bekannten melodischen Vorlage oder waren so komponiert, dass sie sich einfach und schnell erlernen ließen. Nachweislich sangen deutsche, niederländische, tschechische und polnische Gefangene im Lager Sachsenhausen solche Identität prägenden Gruppenlieder auf den blockinternen kulturellen Veranstaltungen. Das besondere Potenzial von Liedern in Vergemeinschaftungsprozessen ist im doppelten Identifikationsangebot zu sehen. Eine bekannte Melodie löste Erinnerungen an die Heimat aus. In diesem Sinne betonte der tschechische Überlebende Karel Štancl:

„Wir haben wirklich angefangen [zu singen] – und auf einmal schien es uns, als ob die ganze Schönheit unseres entfernten Vaterlandes, unbeugsame Lebenskraft und Optimismus unseres Volkes vor uns lebendig geworden wäre.“¹⁶⁵

Der auf die Häftlingsgemeinschaft zugeschnittene Text der Gruppenlieder appellierte direkt an gemeinsame Herkunft, Werte und Einstellungen. Die Texte sind daher als Verbalisierung des gemeinsamen „Bewusstseinshaushalts“¹⁶⁶ der Gefangenen zu sehen. Aus diesem Grunde wird Musik auch in der Soziologie als ein entscheidendes

– 162

Zur Begrifflichkeit siehe Zygmunt Baumann: *Tod, Unsterblichkeit und andere Lebensstrategien*, Frankfurt am Main 1994, S. 11f.

– 163

Ernst Klusen: *Singen, Materialien zu einer Theorie*, Regensburg 1989, S. 164: „Das Lied [erscheint] als dienender Gegenstand in jenen Gruppen (...), die nicht um des Singens willen zusammenkommen. Dort dient es dem Gruppenleben, indem es kollektive Handlungen ermöglicht, die für das Gruppenleben wichtig sind oder dem kollektiven Handeln Sinn verleihen. So ist das Lied als dienender Gegenstand in das Gruppenleben eingefügt, findet da seinen Gebrauch.(...) Beim Lied als dienendem Gegenstand geht es in erster Linie um seine Gruppentauglichkeit.“

– 164

Jan Assmann: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München 1992, S. 132.

– 165

Karel Štancl: *Auch das Lied ist dort Waffe*, 1985, ALA 46, S. 2.

– 166

Nach Koselleck prägen den „Bewußtseinshaushalt“ die Zugehörigkeit zu einer Sprachgemeinschaft, „religiöse Gewissheiten, die weltanschaulichen Selbstdeutungen und die ideologischen Entwürfe“ siehe: Reinhart Koselleck: *Der Einfluß der beiden Weltkriege auf das soziale Bewußtsein*, in: Wolfram Wette (Hrsg.): *Der Krieg des kleinen Mannes. Eine Militärgeschichte von Unten*, München 1992, S. 324-343, hier S. 326f.

_167

Theresa Wobbe/Dirk Trüller:
Georg Simmels Soziologie emotionaler Vergemeinschaftungen. Zu Gruppenbildungen in der rechten Skinheadszene, in: Ansgar Klein/Frank Nullmeier (Hrsg.): Masse-Macht-Emotionen. Zu einer politischen Soziologie der Emotionen, Wiesbaden 1999, S. 137-149, hier S. 147.

_168

Naujoks, Schallerabende, S. 2f.

_169

Liederbuch Heinz Köchling: „Was wir sangen und singen“: Kampf- und Lagerlieder, in: ALA 119.

Medium in Vergemeinschaftungsprozessen interpretiert. Denn „die duale Struktur von Text und Sound entspricht der Doppelstruktur von kognitiver und emotionaler Wirklichkeitskonstruktion. Emotionen beschreiben primär eine Form des Erlebens von Welt, während Kognition einen Modus des Handelns ausdrückt“.¹⁶⁷

Die Erfahrung des Gemeinsamen konnte affektiv bindend wirken und die soziale Integration der teilnehmenden Häftlinge in die nationale Gemeinschaft unterstützen. Die Gruppenlieder aus dem Konzentrationslager Sachsenhausen hatten konkret die Funktion der im Lied definierten Gemeinschaft Mut, Stärke und die Zuversicht auf ein baldiges Ende der Haft zu vermitteln. So beurteilte der ehemalige Lagerälteste Harry Naujoks beispielhaft die Wirkung der gemeinsamen Kulturabende: „An diesem Abend wurde jeder Einzelne von der Kraft der Gemeinschaft erfüllt, die ihm die Stärke gab, auch dem schlimmsten Terror zu widerstehen.“¹⁶⁸

Idealtypisch folgte aus der Gruppenzugehörigkeit die Teilhabe an Gruppenressourcen wie Lebensmitteln, Informationen oder leichteren Arbeitskommandos, wie es in der Gruppe der deutschen kommunistischen Häftlinge deutlich wurde. Somit bedeutete gemeinsames Singen auch praktische Überlebenshilfe im Konzentrationslager Sachsenhausen.

Zusammenfassend betrachtet, sangen die Häftlinge des Konzentrationslagers Sachsenhausen einerseits die deutschen Lagerlieder und Volkslieder, die die SS auf dem Appellplatz in Begleitung von Prügel und „Straftransport“ einforderte. Andererseits erklangen auf den Blöcken individuelle Lieder, aber auch die erwähnten Gruppenlieder, über die sich Häftlingsgemeinschaften identifizierten. Einige wenige Lieder, die ausschließlich der Gruppe der deutschen kommunistischen Gefangenen zuzurechnen sind, wie beispielsweise das „Moorsoldatenlied“, waren gruppenübergreifend bekannt und wurden bei gemeinsamen Treffen auch von Häftlingen anderer Nationalität gesungen.

In einem letzten Liederbuch, welches im April/ Mai 1945, wenige Tage nach der Räumung des Lagers Sachsenhausen entstand, stellte eine Gruppe deutscher kommunistischer Häftlinge das verbindliche Liedrepertoire zur zukünftigen Erinnerung an die Zeit der Gefangenschaft zusammen. Dieses Liederheft mit dem Titel: „Was wir sangen und singen. Kampf- und Lagerlieder. Zur Erinnerung an die Tage, in denen wir letzten Konzentrationsäre, von der siegreichen Roten Armee befreit, die Abwicklung des Konzentrationslagers Sachsenhausen durchführten“¹⁶⁹ ist als ein frühes Dokument für die kollektive Bewusstseinsbildung dieser Häftlingsgruppe zu verstehen und belegt die vorweggenommene Bedeutung des Singens eines verbindlichen Liedrepertoires für das Erinnern und Gedenken.

So erklangen zum ersten Jahrestag der Befreiung der Lager, organisiert von den „Sachsenhausenern und Ravensbrückern Konzentrationären“, am 12. Mai 1946 auf dem Luisenplatz in Oranienburg die Lieder „Unsterbliche Opfer“ und „Brüder, zur Sonne zur Freiheit“.¹⁷⁰ Beide Lieder stammten aus der Tradition der Arbeiterbewegung und wurden in das oben genannte Liederbuch aufgenommen. Erinnerungen ehemaliger Gefangener aus Sachsenhausen belegen, dass diese Lieder auf einigen konspirativen Kulturabenden im Konzentrationslager erklangen.

Im April 1961 trafen erstmalig ehemalige deutsche kommunistische Häftlinge des Konzentrationslagers Sachsenhausen zusammen, um einen Gesangsabend in Anlehnung an die kulturellen Blockabende im Lager Sachsenhausen zu inszenieren. „Schallerabende“ wurden diese Treffen im Konzentrationslager Sachsenhausen genannt. Genauso bezeichneten die Initiatoren ihr Treffen 1961. Ungefähr 40 ehemalige „Konzentrationäre“ kamen zusammen. Im Vorfeld wurden die Texte von elf Liedern ausgeteilt, um dann zur Akkordeonbegleitung gesungen zu werden. Der damalige Lagerälteste des Konzentrationslagers Sachsenhausen und Hauptinitiator dieser Veranstaltungen, Harry Naujoks, führte in den Gesang ein, kommentierte die Liedauswahl und berichtete über den ersten Sachsenhausener Schallerabend zu Weihnachten 1936. Zu jedem Lied las er Texte vor, in denen es um die Entstehung, Verbreitung und Wirkung des entsprechenden Liedes im Lager ging.¹⁷¹ Beteiligte beschrieben „die verbindende Kraft des Emotionellen, das im gemeinsamen Gesang stärker hervortrat als bei manch’ einer anderen Zusammenkunft“ und das „alte Gefühl der Gemeinsamkeit, der Schicksalsgemeinschaft, die auf Leben und Tod tief innerlich verbunden ist.“¹⁷² Wie bereits in der Gefangenschaft bewirkte auch 1961 der gemeinsame Gesang von Gruppenliedern die emotionale Identifikation mit einer Gemeinschaft. Im Unterschied zu den Schallerabenden in Sachsenhausen konzentrierten sich die Gedanken jedoch nicht auf eine bessere Zukunft in Freiheit. Den emotionalen Kristallisationspunkt bildeten die Erinnerungen an die Zeit der Gefangenschaft, die mit diesen Liedern verbunden waren.

Solche Veranstaltungen fanden in Berlin und Hamburg in den 1960er und 1970er Jahren regelmäßig statt. Tonbandaufnahmen überliefern die vorherrschende lockere, ja sogar fröhliche Stimmung der ehemaligen „Konzentrationäre“ und die Abfolge der gesungenen Lieder, die dem Repertoire der bekanntesten deutschen Lieder im Lager Sachsenhausen gleicht. Diese Aufnahmen legen Zeugnis ab von der exponierten Bedeutung bestimmter Lagerlieder für die Eigendefinition der damaligen Häftlings- und heutigen Überlebendengemeinschaft.

– 170

So der Verweis in: Insa Eschebach: Öffentliches Gedenken. Deutsche Erinnerungskulturen seit der Weimarer Republik, Frankfurt am Main 2005, S. 139.

– 171

Aufnahme eines Schallerabends, 1961, in: AS NL 6/76.

– 172

Unbekannter Autor: Bericht über den ersten Schallerabend, o.J., o.O., Privatarchiv Fritz Bringmann.

_ 173

Jörn Rösen: Historisch trauern
– Skizze einer Zumutung, in:
Burkhard Liebsch/Jörn Rösen
(Hrsg.): Trauer und Geschichte,
Köln 2001, S. 63-84, hier S. 65f.

Mit der Wahl der „Kampf- und Lagerlieder“ auf den ersten Gedenkveranstaltungen nach der Befreiung und auf den inszenierten Schallerabenden ist eine Festschreibung der kollektiven Lesart der Erinnerungen aus dem Lager Sachsenhausen verbunden, die für die DDR-Historiografie Maßstab werden sollte. Denn so fanden nur die Lieder Eingang in das Nachkriegsrepertoire, die entweder aus der Arbeiterbewegung bekannt waren („Unsterbliche Opfer“, „Brüder, zur Sonne zur Freiheit“) oder musikalisch besonders nachdrücklich den stereotypen Optimismus der deutschen Lagerlieder verdeutlichen. „Das Moorsoldatenlied“ hatte als erstes Lagerlied immer seinen festen Platz im Liederkanon der deutschen Gefangenen. Als einziges Lied lässt es einen differenzierten Blick auf den Lageralltag zu, während in den später entstandenen deutschen Konzentrationslager-Liedern ausschließlich Stärke, Zuversicht und Optimismus kommuniziert wird.

Die musikalischen Erinnerungsrituale der deutschen Häftlinge waren keine Einzelphänomene. Auch ehemalige tschechische Gefangene, die während ihrer Zeit im Lager Sachsenhausen ein Gesangsoktett bildeten, trafen sich bis in die 1960er Jahre hinein zum Jahrestag ihrer Verhaftung, dem 17. November 1939, um gemeinsam ihre Lieder aus dem Konzentrationslager Sachsenhausen zu singen. Auch in diesem Falle galt den tschechischen Überlebenden das gemeinsame Singen als Selbstvergewisserung als Überlebendenkollektiv. Weitere Beispiele von norwegischen und französischen Überlebenden ließen sich hier anschließen.

Festzuhalten bleibt, dass die gruppenspezifischen Lagerlieder unabhängig von ihrem historischen Kontext als Medium der emotionalen Vergemeinschaftung und Selbstvergewisserung für die Überlebenden funktionierten. Die Lieder waren darüber hinaus Erinnerungsträger, mithilfe derer sich die Überlebenden die Zeit ihrer Haft vergegenwärtigten und der Toten gedenken konnten. Somit ist das Singen dieser Lieder eine besondere Form der „intellektuellen Trauerarbeit“ für die Überlebenden. So betonte Jörn Rösen den Erinnerungscharakter des Trauerns:

„Das Erinnern schließt mit der ‚seelischen‘ Qualität des Trauerns das Denken nicht aus, sondern macht von ihm als integralem Moment der Deutung des Erinnerten Gebrauch. Weitet man nun den Blickwinkel vom Individuum auf Kollektive und bezieht in die Dimension der Erinnerung die mentalen Räume von Zugehörigkeit und Abgrenzung von Anderen, also die persönliche und kollektive Identität, mit ein, dann läßt sich Trauer auch als seelisch-geistiger Vorgang im Bereich des Geschichtsbewußtseins denken.“¹⁷³

Durch diese Trauerarbeit, für die sich die Lieder mit ihrem emotionalem Gehalt besonders anbieten, können sich die Opfer und deren Nachkommen den Verlust neu aneignen, so Jörn Rüsen: „Dabei lösen sich die Zwänge, mit denen das Selbst der Trauernden am Verlorenen festgehalten wird. Zugleich aber – und das ist das Entscheidende – werden die verlorenen Teile und Elemente der eigenen Identität (z. B. ihre Würde als Menschen) in ihrer Abwesenheit wieder gegenwärtig gemacht. [...] Aus verlorener Vergangenheit rücken sie als Handlungsstimulantien in die Zukunftsperspektive des eigenen Lebens ein.“¹⁷⁴ Gerade diese Überlegungen erklären, warum das „Moorsoldatenlied“ heute von den Überlebendengemeinschaften so demonstrativ zu den Gedenkveranstaltungen gesungen wird. Als historisches Konzentrationslager-Lied erinnert es an die durchlebte Leidenszeit und gleichzeitig nimmt es durch seinen zukunftsorientierten Optimismus die „Handlungsstimulantien“ intellektueller Trauerarbeit emotional vorweg.

Auf gegenwärtigen Gedenkveranstaltungen bilden musikalische Darbietungen überwiegend den feierlichen Rahmen. Eine Analyse der Programmgestaltung von verschiedenen Gedenktagen und -anlässen in den letzten zehn Jahre in der Gedenkstätte Sachsenhausen offenbart einen festgeschriebenen Ablauf. Idealtypisch bestehen diese Gedenkveranstaltungen aus drei Teilen: Zu Beginn stehen Ansprachen von Repräsentanten der regionalen beziehungsweise überregionalen Politik oder von Vertretern der jeweiligen Opferverbände. In Anschluss daran berichten Überlebende von ihren Erfahrungen aus dem Konzentrationslager. Danach folgt je nach Anlass die Kranzniederlegung, die Enthüllung eines Gedenksteines oder eines Denkmals beziehungsweise die Eröffnung einer Ausstellung. In den Programmheften wird an dieser Stelle häufig auf einen nicht näher definierten „musikalischen Rahmen“, das so genannte „Rahmenprogramm“ verwiesen. Selten ist Näheres über die Art der vorgesehenen Musik zu erfahren. Im dritten Teil einer solchen Veranstaltung werden je nach Anlass eine Begehung der Ausstellung mit Zeitzeugen, Zeitzeugengespräche oder Führungen durch die Gedenkstätte vorgesehen. Das Programm wird bisweilen mit einem Dokumentarfilm oder einer Lesung abgerundet.¹⁷⁵ Die Musik übernimmt in symbolischen Situationen wie der Kranzniederlegung oder der Enthüllung eines Gedenksteines, die Aufgabe der Emotionalisierung und ermöglicht den Teilnehmern Momente individueller Kontemplation und Trauer. Musik, zumeist als Instrumentalmusik, ist unabdingbarer Teil eines Trauerrituals, wie es von Beisetzungen bekannt ist.

_ 174

Ders.: Kultur macht Sinn. Orientierung zwischen Gestern und Morgen, Köln u.a. 2006, S. 115f.

_ 175

Dieser Ablauf erinnert an die bürgerliche Festkultur, die sich im 19. Jahrhundert etablierte, dem Muster: Musik, Rede, Musik folgt und von der Weimarer Republik, dem Dritten Reich, der DDR und der Bundesrepublik übernommen wurde. Siehe Eschebach, Gedenken, S. 139. Festzuhalten bleibt, dass sich das Muster zu Ungunsten der Musik gewandelt hat.

In Hinblick auf die Tradition des gemeinsamen Gesanges vieler Überlebendengemeinschaften fällt die Diskrepanz zu den hier skizzierten Gedenkveranstaltungen auf. Abgesehen vom „Moorsoldatenlied“ erklangen lange Zeit kaum Lagerlieder zu solcher Art Veranstaltungen. Der Fokus lag offensichtlich auf den Zeitzeugen, die von ihren Erlebnissen berichteten. In Hinblick darauf, dass sich mit dem Tod der Zeitzeugen modifizierte Formen Erinnerns und Gedenkens finden müssen, ist das Potenzial der Lagerlieder in ihren Eigenschaften als Zeugnisse aus dem Lageralltag und als Erinnerungsträger zu sehen. Zusammen mit ihrem emotionalen Gehalt ermöglichen sie kollektive Trauerarbeit und die kurzfristige Konstituierung von Gedenkgemeinschaften. Diese Überlegungen verweisen darauf, dass Lagerlieder zukünftig stellvertretend für die Erinnerung von Zeitzeugen stehen könnten.

In diesem Sinne finden zunehmend Veränderungen in der Gestaltung von Gedenkveranstaltungen an der Gedenkstätte Sachsenhausen statt. Die Lagerlieder (in erster Linie die der deutschen Gefangenen) wurden neu entdeckt. Jenseits des stets präsenten „Moorsoldatenliedes“ suchten Veranstalter nach Lagerliedern, die im Zusammenhang zum Anlass des Gedenkens stehen. So wurde am 23. Oktober 2004 in der Gedenkstätte Sachsenhausen die Ausstellung „Die Stadt und das Lager“ eröffnet. Die Eröffnungsveranstaltung orientierte sich an dem oben benannten idealtypischen Ablauf, mit einer entscheidenden Ausnahme: Der Kirchenchor der Gemeinde Sachsenhausen stimmte das so genannte „Glöckleinlied“ (auch „Das Glöckchen“ oder „Das Lied von den Glocken“ genannt) an. Es gelangte als russische Volksweise in das Konzentrationslager Esterwegen und von dort nach Sachsenhausen. Im Lager bei Oranienburg wurde das Lied, in dem es um die Sehnsucht nach der Heimat geht, ins Deutsche und Tschechische übersetzt, die Polen sangen eine eigene Version auf die Melodie. Der Häftling Paul Rakow dichtete eine dritte Strophe dazu, in der es um die Dorfglocken geht, die im Lager zu hören waren und ihn an Heimat und Normalität erinnerten. Im Lager Sachsenhausen wurde das Lied nachweislich von verschiedenen Häftlingsgruppen gesungen. Da der Pfarrer der Nachbargemeinde Sachsenhausen bewusst die Glocken für die Häftlinge des Lagers läuten ließ und diese sich in dem Lied wieder finden, steht es in einem expliziten Bezug zum Thema der Ausstellung „Die Stadt und das Lager“. Mit dem Lied wird im Programmablauf die gewohnte musikalische Pause eingehalten. Gleichzeitig ist es so ausgewählt, dass es in den Kontext der Ausstellung passt sowie Gedanken und Befindlichkeiten von Gefangenen aus dem Lager vermittelt.

Am 27. August 2006 eröffnete in der Gedenkstätte Sachsenhausen die Ausstellung „Von der Sachsenburg nach Sachsenhausen. Bilder aus dem Fotoalbum eines KZ-Kommandanten“. Auch in diesem Fall entschieden sich die Veranstalter für Lagerlieder, die in einem historischen Kontext zum Thema der Ausstellung stehen. Zwischen den Ansprachen wurden zwei Lieder gesungen, die in den Jahren 1936/37 entstanden, also in genau der Zeit, aus der die ausgestellten Bilder des Konzentrationslagerkommandanten stammten. Diese beiden Lieder „Im Walde von Sachsenhausen“ und das „Sachsenhausenlied“ waren unter den deutschen kommunistischen Häftlingen verbreitet und wurden auch während der kulturellen Blockabende gesungen. Sie zählten zu den bekanntesten und beliebtesten deutschsprachigen Lagerliedern in Sachsenhausen. Mit ihrer Häftlingsperspektive bilden sie einen Kontrapunkt zu den ausgestellten Fotografien des Kommandanten. Auch an diesem Beispiel wird deutlich, dass Lagerlieder als Zeugnisse der Häftlinge des Lagers Sachsenhausen interpretiert werden können und damit eine Stellvertreterposition einnehmen.

So lässt sich festhalten, dass dem „Moorsoldatenlied“ aufgrund seiner internationalen und generationsübergreifenden Popularität auch zukünftig die Bedeutung zukommen wird, auf Gedenkveranstaltungen als gemeinschaftliches zukunftsorientiertes Bekenntnis- und Trauerlied gesungen zu werden. Es scheint nicht erforderlich, daneben polnische, tschechische, französische oder niederländische Gedenkhymnen zu etablieren, da dieses Lied selbst in den Erinnerungsgemeinschaften als Symbol internationalen Gedenkens angekommen ist.

Anhand des „Moorsoldatenliedes“ ist die emotionale Wirkmächtigkeit der Lagerlieder zu erkennen, ihre Bedeutung als hörbare Erinnerungen und für die historische Trauerarbeit. Es geht zukünftig also nicht darum, musikalische Kontrapunkte zum „Moorsoldatenlied“ zu organisieren, sondern das Potenzial der Lieder als Erinnerungsträger und Zeugnisse des Lebens- und Überlebenswillens der Gefangenen der Lager zu verdeutlichen und für eine zukünftige Gedenkkultur nutzbar zu machen. Deshalb wird dafür plädiert, demnächst Lagerlieder verschiedener Häftlingsgruppen in das Gedenken und Erinnern mit einzubeziehen und sie stellvertretend für die fehlenden Zeitzeugen klingen zu lassen. Damit wird die Dominanz der deutschen Lagerlieder und die mit ihnen verbundene Übermacht deutscher Erinnerungen aufgebrochen. Ein Arrangement mehrerer Lagerlieder, die die Vielschichtigkeit der Wahrnehmung des Lagers Sachsenhausen (oder der vielen anderen Lager) und der Erinnerung an die Haftzeit repräsentiert, erfüllt mehrere Funktionen im Gedenkablauf: Es wird deutlich, dass es nicht nur eine, sondern viele Stimmen des Lagers gab und damit auch unterschiedliche Erfahrungsräume und unterschiedliche Erinnerungskulturen, die sich nicht konformieren lassen. Darüber hinaus sind Lagerlieder

als Emotionen und Erinnerungen unabdingbarer Teil einer im Sinne Jörn Rüses gelungenen historischen Trauerarbeit, mit der eine neue Qualität von Erinnerung und Geschichtsbewusstsein gewonnen wird. <<

07

Ulrike Jureit

**Geliehene Identitäten.
Opferidentifizierung und kollektive Erinnerung.**

I.

„Ich habe keine Muttersprache, auch keine Vatersprache. Mein sprachlicher Ursprung liegt im Jiddisch meines ältesten Bruders Mordechai und im hinzugelernen, babylonischen Wirrwarr aus verschiedenen Kinderbaracken in den polnischen Lagern der Nazis für Juden.“¹⁷⁶ Mit diesem Satz beginnt das Buch von Binjamin Wilkomirski, das sich nach dreijährigem, weltweitem Erfolg zwar als bemerkenswertes, aber zugleich tragisches Produkt eines falschen, oder besser: geliehenen Selbstentwurfes erwies. Dass Binjamin Wilkomirski kein Holocaust-Überlebender, kein „child survivor“ ist, wie seine autobiographisch gearbeiteten „Bruchstücke“ nahe legen, hat Ende der 1990er Jahre für weltweite Aufregung und Empörung gesorgt.¹⁷⁷ Als „Lügner“ und „Psychopath“ wurde Wilkomirski bezeichnet und der nicht nur literarische Skandal als „Holocaust-Travestie“ denunziert.

Fast zehn Jahre später ist der *Fall Wilkomirski* weiterhin irritierend, zum einen wegen der Umarbeitung einer konflikthaften Lebensgeschichte zur Holocaustbiographie, zum anderen hinsichtlich der erinnerungspolitischen und damit kulturellen Ermöglichung ihrer Entstehung. Während in der Öffentlichkeit damals die Frage im Mittelpunkt stand, ob Wilkomirski bewusst und vorsätzlich betrogen habe, scheint mit zeitlichem Abstand immer deutlicher zu werden, dass es sich um einen jahrzehntelangen Prozess der Opferidentifizierung handelt, der subjektiv zu der Überzeugung führte, Auschwitz überlebt zu haben. Wie immer man diesen komplexen psychischen Vorgang beurteilen will, unverkennbar ist, dass eine solche extreme Umcodierung der eigenen Lebensgeschichte nur in einem kulturellen und gesellschaftlichen Kontext stattfinden konnte, der dafür signifikante Gelegenheitsstrukturen bereithielt. Zwar wurde das Buch „Bruchstücke“ erst zum Bestseller, als massive Zweifel an der jüdischen Herkunft des Autors aufkamen, aber bereits zuvor stieß Wilkomirskis Geschichte bei Verlegern, Rezensenten, Lesern und auch Holocaust-Überlebenden auf die Bereitschaft, seine Erinnerungen für autobiographisch zu halten. Viele lobten die *Bruchstücke* nahezu überschwänglich, gerade weil es den meisten Verfolgungsopfern ausgesprochen schwer fällt, ihre Erfahrungen in Worte zu fassen. So schien Wilkomirski etwas gelungen zu sein, worauf man offensichtlich gewartet hatte. Die „elaborierte Kopie schien wahrer als die unbeholfenen Originale“.¹⁷⁸ Solche Korrespondenzen führen zu der Frage, warum sich Wilkomirski gerade als Holocaust-Überlebender und nicht als Opfer anderer traumatischer Lebensumstände phantasierte.

_ 176

Binjamin Wilkomirski: *Bruchstücke. Eine Kindheit 1939-1948*, Frankfurt am Main 1998, S. 7.

_ 177

Vgl. Stefan Mächler: *Der Fall Wilkomirski. Über die Wahrheit einer Biographie*, Zürich 2000; Elena Lappin: *Der Mann mit zwei Köpfen, deutsche Ausgabe*, Zürich 2000; Irene Diekmann/Julius H. Schoeps (Hrsg.): *Das Wilkomirski-Syndrom. Eingebildete Erinnerungen oder Von der Sehnsucht, Opfer zu sein*, Zürich 2002; Sebastian Hefti (Hrsg.): *...alias Wilkomirski. Die Holocaust-Travestie. Enthüllung und Dokumentation eines literarischen Skandals*, Berlin 2002; sehr lesenswert: Marius Neukom: *Die Rhetorik des Traumas in Erzählungen. Mit der exemplarischen Analyse einer literarischen Eröffnungssituation*, in: *Psychotherapie & Sozialwissenschaft* (7) 2005, Heft 1, S. 75-109.

_ 178

Stefan Mächler: *Das Opfer Wilkomirski. Individuelles Erinnern als soziale Praxis und öffentliches Ereignis*, in: Diekmann/Schoeps, *Wilkomirski-Syndrom*, S. 28-85, Zitat S. 63.

_ 179

Raul Hilberg, zit. nach Jörg Lau:
Ein fast perfekter Schmerz, In:
Die ZEIT vom 7.9.1998.

_ 180

Vgl. Ute Heimrod/Günter
Schlusche/Horst Seferens
(Hrsg.): Der Denkmalstreit
– das Denkmal? Die Debatte
um das „Denkmal für die
ermordeten Juden Europas“.
Eine Dokumentation, Berlin
1999; Michael S. Cullen (Hrsg.):
Das Holocaust-Mahnmal.
Dokumentation einer Debatte,
Zürich 1999; Michael Jeismann
(Hrsg.): Mahnmal Mitte. Eine
Kontroverse, Köln 1999; Claus
Leggewie/Erik Meyer: „Ein Ort,
an den man gerne geht.“ Das
Holocaust-Mahnmal und die
deutsche Geschichtspolitik nach
1989, München 2005.

Eine diskursanalytische Rückkoppelung der einzelnen Umarbeitungsphasen seiner Lebensgeschichte, wie sie sich bei Wilkomirski seit den achtziger Jahren erkennen lassen, verdeutlicht, wie sich mit der gesellschaftlichen Bedeutungszuschreibung des Holocaust als negativen Referenzpunkt auch die Identifikation mit den Opfern manifestiert. Wilkomirskis geliehene Identität als „child survivor“ zeugt nicht nur von der allgemeinen Sehnsucht, Opfer zu sein, es ist auch der Wunsch, zu den Unschuldigen unter den unschuldigen Opfern zu gehören. Wenn auch bei dem als Bruno Grosjean 1941 in der Schweiz geborenen Autor sicherlich von individuellen Umständen für diese extreme Form der Opferidentifikation auszugehen ist, korrespondiert seine biographische Konstruktion mit einer Grundstruktur unserer Erinnerungskultur. Seine autobiographischen Imaginationen waren eben nicht nur Antworten auf seine Vergangenheit, sondern immer auch auf die jeweilige Gegenwart, in der er seine Lebensgeschichte neu entwarf. In einem erinnerungspolitischen Klima, das ganz wesentlich darauf beruht, sich generell mit Opfern, speziell jedoch mit Holocaust-Opfern identifizieren zu wollen, und das den Massenmord an den europäischen Juden als negatives Bezugereignis der kollektiven Selbstthematisierung verinnahmt, in einer solchen opferidentifizierten Gedenkkultur war – wie Raul Hilberg treffend bemerkte – Wilkomirskis „Erscheinen (...) nahezu unvermeidlich“. ¹⁷⁹ Wie ist eine Erinnerungskultur strukturiert, die eine Selbstimagination als Holocaust-Opfer attraktiv erscheinen lässt? Ist das *Phänomen Wilkomirski* nur die pathologische Variante eines weit verbreiteten Identifikationswunsches?

In einem zweiten Schritt wird den dominanten Erinnerungsmustern im Gedenken an den Holocaust am Beispiel des „Denkmals für die ermordeten Juden Europas“ nachgegangen. Das Denkmal gehört zweifellos zu den ambitioniertesten und auch umstrittensten Erinnerungsprojekten der Bundesrepublik Deutschland. Im Zentrum Berlins, in unmittelbarer Nachbarschaft zum Reichstag und zum Brandenburger Tor, beansprucht es – noch ganz der Tradition der Nationaldenkmäler des 19. Jahrhunderts verhaftet – *das* zentrale deutsche Holocaust-Denkmal zu sein. Für diesen Anspruch gibt es gute Gründe, schließlich hatte der Deutsche Bundestag am 25. Juni 1999 nach einer außergewöhnlich breiten und mehr als zehn Jahre andauernden Debatte ¹⁸⁰, nach künstlerischen Wettbewerben und Fachkolloquien, nach Standortverlagerung und Kanzlererklärung beschlossen, den überarbeiteten Entwurf des Architekten Peter Eisenman zu realisieren. Obgleich die Initiatoren und Förderer des Mahnmals daran festhalten, dass es sich um kein staatliches, sondern um ein Bürger-Denkmal handele, erhielt das aus 2711 Betonstelen bestehende Kunstwerk mit dem unterirdischen „Ort der Information“ sowohl durch den Bundestagsbeschluss als auch durch die Einrichtung einer für Bau und Unterhalt verantwortlichen Stiftung und nicht zuletzt durch die in Anwesenheit von Bundespräsident und Bundeskanzler vollzogene Eröffnung nationale Weihen.

Das Denkmal ist zurzeit der zentrale deutsche Erinnerungsort für die Geschichte des Holocaust.¹⁸¹ Es symbolisiert nicht nur eine bestimmte Deutung nationalsozialistischer Verbrechen, sondern hält auch ein Identitätsangebot bereit, das sich als mehrheitsfähig versteht, da es politisch und gesellschaftlich durchsetzungsfähig war. An den Beginn dieses Projektes erinnert Lea Rosh, Publizistin und Initiatorin des Denkmals: „Die Idee entstand 1988. Eberhard Jäckel und ich drehten eine vierteilige Fernsehdokumentation über den Mord an den europäischen Juden. Wir standen in Jerusalem in Yad Vashem, der großen israelischen Gedenkstätte für die ermordeten Juden Europas. Jäckel sagte zu mir, er denke seit langem, nämlich seit 1972, als er zum ersten Mal dort war, es müsse im Land der Täter ein ähnliches Denkmal geben wie hier im Land der Opfer. Mir leuchtete das sofort ein. Es musste im Land der Täter so etwas geben, ein Denkmal, eine Gedenkstätte, etwas, was an DIESE TAT erinnert. Ich antwortete ihm, daß ich aber sehr wohl verstünde, weshalb wir im Land der Täter ein solches Denkmal, eine solche Gedenkstätte noch nicht hätten. DIESE TAT sei zu groß, noch zu nah, die Schuld zu schwer, die Täter noch unter uns. Aber ich sagte ihm auch: WIR werden das ändern. WIR werden ein solches Denkmal bauen.“¹⁸² Dieser Ursprungsmythos verweist bereits auf zentrale Elemente der späteren Symbolbildung: Opferbezug, Identitätsarbeit und Schuld Diskurs charakterisieren eine Vergangenheitsdeutung, die 60 Jahre nach dem Holocaust allgemeine Verbindlichkeit einfordert. Wie kam es zur gesellschaftlichen Akzeptanz eines solchen Erinnerungsmusters?

Die inzwischen formelhafte Rede vom kollektiven oder kulturellen Gedächtnis erweckt häufig den Anschein, die gesamte Gesellschaft sei an solchen Erinnerungsprozessen aktiv beteiligt, indem sie Denkmäler errichte, Feste feiere oder Prozessionen organisiere. Im Zweifelsfall bleiben die beteiligten Subjekte als Masse anonym. Doch der Vorgang symbolischer Repräsentation ist weitaus komplizierter und letztlich nur als diskursiver Prozess nachzuvollziehen. Dabei haben wir es mit sozialem Handeln zu tun, an dem unterschiedliche Gruppen mit unterschiedlichen Interessen und Aufgaben beteiligt sind. Die Gedächtnisträger variieren in Zahl und Professionalität; es sind manchmal Spezialisten oder Eliten, oder aber kleinere soziale Einheiten, die sich als besonders geeignet erweisen oder fühlen, kollektives Erinnern zu initiieren oder zu organisieren. Sie verfügen vielleicht über ein spezielles Wissen oder über außergewöhnliche Fähigkeiten, was ihre besondere Rolle rechtfertigt. Ob Museum oder Trachtengruppe: Es geht zumeist um wenige Akteure und um vielfältige Formen von Partizipation, insbesondere in massenmedialen Gesellschaften. Kollektive Erinnerung ist daher im Wesentlichen ein kommunikativer Vorgang.

– 181

Vgl. Hans-Georg Stravinski: Das Holocaust-Denkmal. Der Streit um das „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“ in Berlin (1988-1999), Paderborn 2002; Jan-Holger Kirsch: Nationaler Mythos oder historische Trauer? Der Streit um ein zentrales „Holocaust-Mahnmal“ für die Berliner Republik, Köln 2003; Michael Schmitz: Die Kunst des Erinnerns. Das Berliner Holocaust-Denkmal im Fokus von nationaler Identität und universaler Abstraktion, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* (55) 2004, S. 726-743.

– 182

Lea Rosh: Ein Denkmal im Lande der Täter, in: *Bürgerinitiative Perspektive Berlin e.V.* (Hrsg.): *Ein Denkmal für die ermordeten Juden Europas. Dokumentation 1988-1995*, Berlin 1995, S. 3-7, Zitat S. 3 (Hervorhebungen im Original). Vgl. auch die übereinstimmende Darstellung in ihrer Eröffnungsrede am 10. Mai 2005 in Berlin.

_183

Vgl. Manfred Riedel: *Generation*, in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 3, Basel 1974, Sp. 274-277.

_184

Vgl. Haydée Faimberg: *Die Ineinanderrückung (Telescoping) der Generationen. Zur Genealogie gewisser Identifizierungen*, in: *Jahrbuch der Psychoanalyse* (20) 1987, S. 114-142.

_185

Erika Krejci: *Innere Objekte. Über Generationenfolge und Subjektwerdung. Ein psychoanalytischer Beitrag*, in: Ulrike Jureit/Michael Wildt: *Generationen. Zur Relevanz eines wissenschaftlichen Grundbegriffs*, Hamburg 2005, S. 80-107, Zitat S. 103.

Für das Holocaust-Denkmal scheinen weniger herkömmliche Kategorien wie »Klasse« oder »Schicht« Struktur bildend gewesen zu sein als vielmehr die generationelle Verortung. In der Generationenforschung wird allgemein zwischen politischen und familiären Generationen unterschieden. Während letztere die fortschreitende Generativität meint und damit ein Zeitmaß „im Reproduktionsprozess der menschlichen Gattung“¹⁸³ markiert, sind unter politischen Generationen soziale Akteure zu verstehen, die aufgrund einer angenommenen gleichartigen Wirkung von Sozialisationsbedingungen eine bestimmte Ausprägung des Denkens, Fühlens und Handelns verbindet. Es geht um altersspezifische Sinn-, Handlungs- und Deutungsmuster, die als Voraussetzungen von Vergemeinschaftungen angesehen werden. Ob als Differenzkategorie oder als Periodisierungsinstrument – Generationenforscher sehen in *ihrer* Kategorie den Schlüssel zur Beschleunigung der Geschichte und beanspruchen daher, historischen Wandel durch Rückbindung an die Verhaltensmuster der sozialen Akteure erklären zu können. »Generation« bedient darüber hinaus auch das individuelle Bedürfnis nach gesellschaftlicher Orientierung, nach zeitlicher Verortung und kollektiver Bindung. Generationelle Zuordnung ist identitätskonkret, da sie einen definierten Platz in der Gesellschaft bietet, der zudem ein bestimmtes Einstellungs- und Verhaltensrepertoire umfasst. Wenn man in diesem Sinne von einer gleichförmigen Wahrnehmungs- und Bewusstseinsstruktur der Generationsangehörigen ausgeht, dann schließt diese gemeinsame Signatur altersspezifische Vergangenheitsdeutungen ein.

Generationen können daher auch als Erinnerungs- und Erzählgemeinschaften verstanden werden, die eine gruppenspezifische Perspektive auf vergangene Ereignisse haben und diese in Konkurrenz oder als Ergänzung zu anderen Entwürfen gesamtgesellschaftlich kommunizieren. Diese Perspektive ist eng an die Generationenfolge und damit an ein familiäres Generationenverständnis geknüpft. Einige Psychoanalytiker betonen mit Bezug auf Sigmund Freud daher die „Gefühlserbschaft“, die so genannte „Ineinanderrückung der Generationen“.¹⁸⁴ Dabei handelt es sich um Identifizierungen, die eine negative Bindung zwischen den Generationen darstellen. „Keine Generation“, so die Psychoanalytikerin Erika Krejci, „ist imstande, bedeutsame seelische Vorgänge vor der nächsten zu verbergen.“¹⁸⁵ Transgenerationalität meint die Weitergabe konflikthafter, unbearbeiteter Inhalte an die nächste Generation durch ausbleibende Ent-Identifizierungen. Davon bleiben auch Erinnerungsmuster und Vergangenheitsentwürfe nicht unberührt.

Seit einigen Jahren gibt es in diesem Zusammenhang ein anhaltendes Forschungsinteresse an der so genannten 68er-Generation. Kern dieser Altersgruppe sind die Kriegs- und Nachkriegsgeborenen (etwa die Jahrgänge 1935 – 1950), die – je nach wissenschaftlicher Orientierung – entweder als *Täterkinder* oder als *Kriegskinder* etikettiert werden.¹⁸⁶ Beide Bezeichnungen sind unglücklich gewählt, verbindend scheint aber zu sein, dass durch Kriegs- und Nachkriegszeit strukturell ähnliche Bedingungen der Subjektwerdung herrschten. Zu diesem spezifischen Bedingungsgefüge gehörten unter anderem der Tod oder die Abwesenheit von Bezugspersonen, besonders der Väter, massive eigene oder phantasierte Gewalterfahrungen, ein existentieller Mangel an ökonomischer, emotionaler und sozialer Versorgung und die Entwertung von familiären und gesellschaftlichen Vorbildern.

Die Liste ließe sich weiter fortsetzen. Entscheidend scheint dabei zu sein, dass durch solche Konstellationen die Identitätsentwicklung dahingehend beeinflusst wird, dass die Trennung von den inneren Repräsentanzen der Eltern beeinträchtigt ist. Dabei handelt es sich offenbar um einen Vorgang, der aus psychoanalytischer Sicht für diese Gruppe keineswegs spezifisch ist. Signifikant ist allerdings, dass sie mit Eltern identifiziert bleibt, die zu den sozialen Akteuren und damit zu den verantwortlich Handelnden während des Nationalsozialismus zählten. Dabei geht es um vielfältige Formen von Teilhabe und Mitwirkung. Herausragende Bedeutung besitzt jedoch die Frage nach ausgeübter, tolerierter oder phantasierter Gewalt. Vernichtungspolitik, Terror und Krieg kennzeichnen ein Maß an Destruktivität, das sich von gesellschaftlichen Konventionen losgesagt hatte und kaum Beschränkungen kannte oder akzeptierte, auch über Generationenschranken hinweg. Das Erbe entgrenzter Gewalt ist sowohl individuell als auch institutionell eine Katastrophe. Wie auch immer das Verhalten der »ersten« Generation im einzelnen ausgesehen haben mag: Von ihren Kindern wurde sie häufig gewaltbereit erlebt oder phantasiert; die Verleugnung der begangenen Verbrechen schien allein der Abwehr eigener Schuld zu dienen und damit ihre gewaltvolle Vergangenheit nur zu bestätigen. Je weniger über konkrete Lebenssituationen, über die Organisation und die Ausübung von Terror und Verfolgung bekannt war, je weniger die Nachwachsenden über den Holocaust und die dafür verantwortlichen Täter wussten, desto pauschaler stand die *Erlebnisgeneration* unter Verdacht.

Wer mit Eltern identifiziert bleibt, die unter einem solchen Verdacht stehen, ist mit enormen inneren Konflikten beschäftigt. Ein Versuch, die realen und phantasierten Täter fernzuhalten, aber auch die eigenen Ambivalenzen gegenüber gehassten und zugleich geliebten Eltern zu beruhigen, besteht in der Beschäftigung mit den Opfern. Die Aufarbeitung der nationalsozialistischen Vergangenheit und die Würdigung der Millionen Opfer der Vernichtungspolitik gehören zweifellos zu den herausra-

– 186

Vgl. Martin S. Bergmann/Milton E. Jucory/Judith Kestenberg (Hrsg.): *Kinder der Opfer – Kinder der Täter. Psychoanalyse und Holocaust*, deutsche Ausgabe, Frankfurt am Main 1998; Christian Schneider/Cordelia Stillke/Bernd Leineweber: *Trauma und Kritik. Zur Generationengeschichte der Kritischen Theorie*, Münster 2000; Heinz Bude: *Deutsche Karrieren. Lebenskonstruktionen sozialer Aufsteiger aus der Flakhelfer-Generation*, Frankfurt am Main 1987; Ders.: *Das Altern einer Generation. Die Jahrgänge 1938-1948*, Frankfurt am Main 1995. Vgl. auch die Debatte über die Folgen von Kriegskindheit, beispielsweise: Hermann Schulz/Hartmut Radebold/Jürgen Reulecke: *Söhne ohne Väter. Erfahrungen der Kriegsgeneration*, Berlin 2004.

_ 187

Vgl. Christian Schneider: Der Holocaust als Generationsobjekt, in: *Mittelweg* (36) 2004, Heft 4, S. 56-73, hier bes. S. 68ff.

_ 188

Es geht hier nicht um die Frage, ob die Singularitätsannahme wissenschaftlich oder moralisch gerechtfertigt oder angemessen ist. Es geht vielmehr darum, welche Funktion sie ausüben und wofür sie beansprucht werden kann.

_ 189

Schneider, Holocaust, S. 71.

genden Verdiensten der *Kriegskinder*, auch wenn daran durchaus noch andere beteiligt waren. Neben der politischen und gesellschaftlichen Bedeutung, das Schweigen über Massenmorde und Vernichtungslager zu durchbrechen, drückt sich darin aber auch der Versuch aus, der eigenen emotionalen Bindung an die Erlebnisgeneration zu entkommen. Christian Schneider hat daher die Hinwendung zu den Opfern überzeugend als Gegen-Identifizierung bezeichnet.¹⁸⁷ Dieser Opferbezug war mehr als die überfällige Anerkennung und Ehrung der Ermordeten; es ging nicht nur um »Solidarität«, wie die Studenten es nannten, sondern sie fühlten sich selbst als Opfer. Die Täter-Opfer-Formel war in den 1960er und 70er Jahren nicht nur vergangenheitsbezogen, vielmehr phantasierte sich die nachwachsende Generation als Opfer eines nun vermeintlich bundesdeutschen faschistischen Systems, in dem jetzt sie die Verfolgten, in dem sie sich als *Juden* empfanden.

Neben dieser an Dramatik kaum zu überbietenden Opferidentifizierung lässt sich auch die mit moralischer Rigorosität vertretene *Singularitätsthese* als psychologische Strategie lesen, das Erbe entgrenzter Gewalt auszuschlagen.¹⁸⁸ Um den Identifizierungen mit den als Tätern wahrgenommenen Eltern zu entkommen, inszenierte die zweite Generation den genealogischen Bruch. Da man sich selbst nur so als neue und damit unschuldige Generation abzugrenzen und konstituieren zu meinen glaubte, bedurfte ein solcher Neuanfang einer ganz besonderen Legitimation. Wer das Unmögliche will, nämlich aus der Generationenfolge ausbrechen, muss schon mit der Einzigartigkeit von Auschwitz argumentieren. Der Massenmord an den europäischen Juden markiert nicht nur einen Zivilisations-, sondern in der Wahrnehmung der Nachgeborenen auch einen Generationenbruch, oder besser ein genealogisches Ende mit moralischem Neubeginn. Christian Schneider hat diesen Zusammenhang überzeugend beschrieben: „Die ‚Singularitätsthese‘ ist dabei deswegen von Bedeutung, weil nur mit ihr der volle moralische Betrag abgerufen werden kann, der der zweiten Generation ihre Bedeutung als Gründungskohorte eines aus Wissen und Leiden gewonnenen generationellen Neuanfangs sichert. Fiele die Singularitätsannahme, so entfielen zugleich eine entscheidende Referenzbedingung für ihre Selbstverortung.“¹⁸⁹

Opferidentifizierung und Singularitätsthese beeinflussten aber nicht nur die gesellschaftliche Debatte über das Denkmal, sondern auch die ästhetische Entscheidung. Es ist aufschlussreich, wie sich die generationenspezifische Vergangenheitsdeutung in dem ausgewählten und jetzt realisierten Entwurf des Architekten Peter Eisenman spiegelt. In der 1997/98 noch von Eisenman und Richard Serra gemeinsam formulierten Projektbeschreibung hieß es: „Unser Denkmal steht im Kontext des Unfassbaren, des Banalen. Der Entwurf suggeriert, daß ein als rational und geordnet angenommenes System die Verbindung zur menschlichen Ratio verliert, wenn es seine Maßstäblich-

keit und Proportion im Hinblick auf die beabsichtigte Zielsetzung verliert. (...) Unser Projekt manifestiert die Instabilität innewohnend in einem System, hier einem rationalen Raster und seiner Auflösung über die Zeit. (...) Das Ergebnis ist die Zerstörung der Illusion der Sicherheit (...). Dies schafft einen Ort des Verlustes und der Andacht, welcher Erinnerung ist.“¹⁹⁰ Das *Wogende Stelenfeld* war zunächst mit circa 4000 Betonpfeilern geplant, die jeweils 0,92 m breit und 2,30 m lang sein sollten. Die Höhe konnte bis zu 7,50 m variieren. Die Pfeiler, die sich im ersten Entwurf aus der Vertikalen bis zu 3 Grad neigten, sollten 0,92 m voneinander entfernt sein, so dass sie „lediglich eine individuelle Durchquerung des Rasters erlauben“. Den Bezug zu einem jüdischen Friedhof, speziell zu dem in Prag, stellten Eisenman und Serra selbst her. Das Gräberfeld sei allerdings vergrößert und übersteigert, da sich angesichts des Massenmords die Erinnerung an einen individuellen Tod aufhebe.

Der Projektentwurf wurde von zahlreichen Experten, Kommentatoren und Beobachtern als abstrakt, offen und architektonisch innovativ beurteilt. Er sei eine *kühne Herausforderung* (James Young), die nicht mit dem Massenmord an Millionen Juden versöhne, sondern die Orientierung raube. Während die Projektbeschreibung noch als überzeugender Versuch gelesen werden kann, eine zivilisatorische Erschütterung und Verunsicherung nicht nur symbolisch auszudrücken, sondern sie räumlich erfahrbar zu machen, dominierte in der Rezeption eine andere Wahrnehmung. Dies hing auch mit den Kommentaren des Architekten selbst zusammen. 1998 erklärte Eisenman beispielsweise in einem Interview: „Die Leute werden merken, daß das hier eine andere räumliche Erfahrung bietet als bei allen anderen Orten, die sie kennen. Was wir machen wollten, war, den Menschen vielleicht für einen Moment das Gefühl geben, wie es sein mag, wenn man auf verlorenem Posten steht, wenn einem der Boden unter den Füßen schwankt, wenn man von seiner Umgebung isoliert wird.“¹⁹¹ Der Besucher soll eine sinnliche Erfahrung machen, er soll am eigenen Leib „den Terror der Einsamkeit“ spüren, er soll spüren, wie es ist, Opfer zu sein. Eisenman wurde noch konkreter: „Wenn in 50 Jahren ein japanischer Tourist kommt, der nichts vom Holocaust weiß, fühlt der etwas, sobald er das Monument betritt: Vielleicht spürt er, wie es ist, in die Gaskammer zu gehen.“¹⁹² Die Sinnzuschreibung könnte für das gesamte Denkmalprojekt nicht passender sein. Die zweite Generation wählt als symbolischen Ausdruck die architektonische Simulation des Todes in Auschwitz. Hier offenbart sich das gesamte Verharmlosungs- und Verleugnungspotential dieses generationellen Erinnerungskonzeptes.

_ 190

Peter Eisenman/Richard Serra: Projektentwurf, in: Heimrod, Denkmalstreit, S. 881-882.

_ 191

Vgl. Interview mit Peter Eisenman und Richard Serra, in: taz vom 20.1.1998.

_ 192

Zit. nach Robert von Rimscha: „Ich will einen Kunden“, in: Tagesspiegel vom 14.6.1998.

_ 193

Vgl. Friedrich Nietzsche: Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben, Kritische Studienausgabe, München 1988, S. 250.

_ 194

Vgl. Heinz D. Kittsteiner: Vom Nutzen und Nachteil des Vergessens für die Geschichte, in: Ders.: Out of control. Über die Unverfügbarkeit des historischen Prozesses, Berlin 2004, S. 217-251.

_ 195

Jürgen Habermas: Eine Art Schadensabwicklung, Frankfurt am Main 1987, S. 175.

Mit dem Berliner Denkmal wurde eine opferidentifizierte Erinnerungsperspektive buchstäblich in Beton gegossen. Es repräsentiert eine Gedenkkultur, die sich den widersprüchlichen und emotional ambivalenten Anteilen des Erinnerns kaum stellt, sondern ein auf Identifikation und Versöhnung ausgerichtetes Gedenken in den Mittelpunkt rückt. Diese Erinnerungsperspektive ruft mittlerweile auch deutliches Unbehagen hervor. Was müssen wir wie erinnern und was dürfen wir auch vergessen? Friedrich Nietzsche qualifizierte das Erinnern als eine Last des Menschen, der ja nicht „am Pflock des Augenblicks“ angebunden sei, sondern an der langen Kette der Erinnerung laufe. Ein Mensch, der nicht vergessen könne, sei wie jemand, dem der Schlaf entzogen würde: „Es gibt einen Grad von Schlaflosigkeit, von Wiederkauen, von historischem Sinne, bei dem das Lebendige zu Schaden kommt, und zuletzt zu Grunde geht, sei es nun ein Mensch oder ein Volk oder eine Cultur.“¹⁹³ Zweifellos hat Heinz D. Kittsteiner Recht, wenn er betont, dass Nietzsche hier gegen eine bestimmte Art der Geschichtserfahrung des 19. Jahrhunderts wettet und mit seinem politischen Handlungsbegriff Bemächtigungsphantasien verbunden sind, die eine Übertragung auf gegenwärtige Situationen problematisch machen.¹⁹⁴

Nun steht allerdings Kittsteiners Nachdenken über das Erinnern wiederum unter dem Eindruck einer Schlussstrich-Debatte, die sich ihrerseits auf Nietzsche bezieht, somit fällt seine Verwerfung möglicherweise etwas zu umfassend aus, denn man muss Nietzsche in seinem Loblied des Vergessens nicht unbedingt folgen, um aus seinen Überlegungen über den Nachteil des Erinnerns Gewinn zu ziehen. Ihm geht es um eine bestimmte Gewichtung, um eine Quantität des Erinnerns, die er für schädlich hält, es geht um das verflachte, das stereotype Erinnern, um das permanente Wiederkauen, um die Verkleisterung der Geschichte durch Pathos und Sentimentalität, um ein Übermaß an Sinn und Moral.

Erschöpfung und Langeweile kennzeichnen die deutsche Erinnerungskultur, die sich zurzeit in einer Art rasendem Stillstand befindet. Jürgen Habermas hat die Funktion von Erinnerung mal als Widerlegung einer „fugendichten Normalität dessen, was sich nun mal durchgesetzt hat“, bezeichnet.¹⁹⁵ Ihr käme demnach im Historisierungsprozess eine eher widerspenstige Rolle zu, sie stellt die rationalisierende Einebnung geschichtlicher Brüche und Widersprüche in Frage, verweist darauf, dass jede gelungene Historisierung und Vergegenständlichung bestimmte Aspekte von Geschichte aus den Augen verliert, weil sie verallgemeinern und rationalisieren muss. Sie fragt nach dem emotionalen Überschuss, nach dem, was sich nicht ordnen, nicht objektivieren, nicht klassifizieren lässt. Damit ist kein Veto-Recht gemeint, auch keine Gegenwartsdiagnose im Rückwärtsgang, sondern ein Innovationspotenzial, das aufgrund der Vielfalt und Uneindeutigkeit historischer Erfahrungen unangenehme Fra-

gen stellt. Fragen, die nicht nur an die Verlierer der Geschichte und an ihr Leiden erinnern, nicht nur an das angerichtete Unheil im Namen der Zivilisation, sondern es geht auch darum nachzuhaken, was sich beim notwendigen, aber eben nachträglichen Ordnen von Geschichte nicht einfügen ließ, was aus den Narrativen und Argumentationen heraus fiel, weil es quer zu den gewählten Deutungskategorien und Begriffsparametern lag oder diese nicht mehr so wirklich zutreffend erschienen wären. Erinnerung im Sinne einer „gefährlichen Überlieferung“ (Johann Baptist Metz), weil unsere mühsam gewonnenen Selbstverständlichkeiten und Identitätskonstrukte wieder infrage stellend – von solch einer weniger moralisierenden, denn irritierenden Erinnerung *nach vorn* ist unsere gegenwärtige Gedenkkultur weit entfernt. Hier herrscht die Abstraktion von Entrüstungs- und Betroffenheitsrhetoriken, hier wird reproduziert und wiedergekaut, hier ist der Bruch, an den zu erinnern vorgegeben wird, längst durch das moralisch einwandfreie Gesinnungsbekenntnis geglättet. Nicht zufällig gelten die Deutschen mittlerweile weltweit als Olympioniken der Betroffenheit.

Während die Mahnungen an ein drohendes Vergessen des Holocaust, an die Gefahr des kollektiven Verdrängens und Verschweigens in der deutschen Nachkriegsgeschichte ja zweifellos ihre Berechtigung hatten, liegt die Problematik mittlerweile ja nicht mehr in einer für die fünfziger und sechziger Jahre noch charakteristischen Kollektivamnese. Seit mehr als zwanzig Jahren gehören der Nationalsozialismus und insbesondere der Holocaust zu *den* zentralen historischen Bezugseignissen, auf die sich eine kollektive Selbstthematisierung bezieht, wenn es gilt, sich selbst zu beschreiben. Die nachholende Hinwendung zu den Opfern, die Anerkennung und das Nachempfinden ihrer Leiden war ein unabdingbarer Schritt in der viel zitierten Vergangenheitsaufarbeitung.

Diese Emotionalisierung war und ist notwendig, um überhaupt das Geschehene als Verbrechen, um die Beteiligten als für diese Taten verantwortlich zu erkennen. Allerdings hat sich dieses Mitfühlen und Mitleiden zu einem Identifizierungswunsch mit den Opfern manifestiert, der von dem Bedürfnis besonders der so genannten *zweiten* Generation, zu den Guten in der Geschichte zu gehören, motiviert zu sein scheint. Nicht nur individuell, auch gesellschaftlich ist daraus eine Art geliebte Identität erwachsen, eine Identität, die die Opfer zwar umarmt, während sie die Täter und ihre Taten anonymisiert oder sich durch Pauschalisierung vom Leibe zu halten versucht. Eine solche Erinnerungskultur hat ihr gefährliches, ihr subversives Potential verloren, sie ist eben ein „Ort, an den man gerne geht“ (Gerhard Schröder). Eine opferidentifizierte Erinnerungskultur, die überwiegend dazu dient, sich selbst auf die richtige Seite zu definieren, tut keinem wirklich weh, am wenigsten sich selbst.

_196

Vgl. Jörn Rüsen: Historische Vernunft. Grundzüge einer Historik I: Die Grundlagen der Geschichtswissenschaft, Göttingen 1983; Wolfgang Hardtwig: Geschichtskultur und Wissenschaft, München 1990.

_197

Vgl. Peter Novick: Nach dem Holocaust. Der Umgang mit dem Massenmord, Stuttgart 2001, S. 14.

_198

Vgl. Henry Rousso: The Haunting Past: History, Memory and Justice in Contemporary France, Philadelphia 2002.

Diese erinnerungspolitische Sackgasse führt nicht nur zu massivem Unbehagen, sie führt auch dazu, dass wir das Gespür für die Unterschiede zwischen Historiographie und Erinnerungshandlungen verlieren. Da historische Forschung auf Erkenntnis abzielt und sich den Bedingungen des Wissens und ihres Zustandekommens zu stellen hat, und somit einer gewissen Standardisierung des systematischen, regelhaften und nachprüfbaren Kenntnisergebnisses unterliegt, besteht ein zentraler konstituierender Faktor wissenschaftlichen Denkens gerade darin, die uneingeschränkte Gültigkeit von Aussagen systematisch in Zweifel zu ziehen.¹⁹⁶ Ihre Regelhaftigkeit und die diskursive Infragestellung wissenschaftlicher Standpunkte kennzeichnen den historiographischen Zugang zu Vergangenheiten – zumindest theoretisch. Erinnerung im Sinne des Gedenkens hingegen zielt nicht auf Erkenntnis, sondern auf Identität und Existenz.

Peter Novick hat diese Differenz in Anlehnung an Maurice Halbwachs anschaulich pointiert: „In gewisser Hinsicht ist das kollektive Gedächtnis vielmehr ahistorisch oder gar antihistorisch. Etwas historisch zu verstehen, bedeutet, sich seiner Komplexität bewusst zu sein, über eine hinreichende Distanz zu verfügen, es aus mehreren Perspektiven zu sehen, die Mehrdeutigkeit (auch die moralische Mehrdeutigkeit) der Motive und Verhaltensweisen der Protagonisten zu akzeptieren.“ Die Historiographie nehme die zeitliche Dimension ernst, erkenne die Geschichtlichkeit der Bedingungen, die sich von denen, die heute gelten, unterscheiden. Erinnerung hingegen vereinfache, sie sei nur an einer Perspektive interessiert, suche sich aus dem historischen Material nur das heraus, was sie brauche und dulde keine Mehrdeutigkeiten. Zudem verweigere sie die zeitliche Differenzierung, negiere die Vergangenheit der Gegenstände und beharre auf ihrer fortdauernden Gegenwart.¹⁹⁷

Man muss Erinnerungshandlungen nicht so skeptisch wie Novick beurteilen, aber seine Kritik macht eines deutlich: Historiographie und Erinnerungshandlungen haben ein grundsätzlich anderes Verhältnis zur Vergangenheit, und man kann sowohl bei der einen wie der anderen Art, mit historischen Ereignissen umzugehen, durchaus Zweifel anmelden, nur besteht das gegenwärtige Problem eher darin, dass sich historische Forschung immer weniger von einer ausufernden Gedächtniskultur abzugrenzen vermag. Henry Rousso, den meisten durch seine Forschungen zu Vichy bekannt, hat diese Tendenz zugespitzt¹⁹⁸: „Wenn sich das Gedenken zu einer Ersatzreligion wandelt und beansprucht, das permanente, unbefristete und allumfassende Bewusstsein des begangenen Verbrechens zum Dogma zu erheben, gerät es in eine Sackgasse. (...) Die Moral oder besser gesagt der Moralismus verträgt sich nicht besonders gut mit der historischen Wahrheit. Um sich ihre konstituierende Kraft zu bewahren, wird sie letzten Endes die Fakten manipulieren.“

Die deutsche Erinnerungskultur tendiert dazu, zu einer Vergessenskultur zu werden, die sich paradoxerweise gerade dadurch auszeichnet, dass sie zwanghaft erinnert. Aber geht das eigentlich: Vergessen durch Erinnern? Auf die Frage, ob der Mensch eigentlich wirklich etwas vergessen kann, oder aber nur von Vergessen zu sprechen ist, wenn etwas gar nicht wahrgenommen wurde, und wir es ansonsten mit Formen des Verdrängens, Überschreibens und Umarbeitens zu tun haben, auf diese Frage gibt auch die Hirnbiologie als selbst ernannte Leitwissenschaft des 21. Jahrhunderts noch keine wirklich befriedigende Antwort. Daher müssen wir weiter davon ausgehen, dass es sich beim Erinnern und Vergessen um ein und denselben Vorgang handelt. Indem wir uns an etwas erinnern, wählen wir aus der unendlichen Vielfalt des Wahrgenommenen etwas aus, was zugleich bedeutet, unsere Aufmerksamkeit von dem, was nicht aktualisiert wird, abzuziehen. Vergessen als Unvermögen oder als Scheitern von Erinnerung zu beschreiben, reproduziert schon die gegenwärtig dominierende Vorstellung, Erinnerung sei per se ein kostbares Gut. Auch hier stellt sich die Frage der Balance: Wie viel Vergessen ist notwendig, um nicht verrückt zu werden, und wann ist es zu viel?

Geht es um die gesellschaftliche Verarbeitung nach Kriegen, Revolutionen und Massenmord, ist das moralische Erinnerungsgebot, die begangenen Verbrechen, die Gewalt, die Grausamkeiten und Leiden nicht zu vergessen, eine ausgesprochen moderne Vorstellung.¹⁹⁹ Bis in die Neuzeit hinein herrschte vielmehr die Auffassung vor, ein wirksamer Friedensvertrag funktioniert nicht ohne Amnestie und Amnesie. Ein solches Vergeben und Vergessen als Form der Vergangenheitsbearbeitung ist spätestens seit Auschwitz unvorstellbar geworden. Das Vergessen hat seine Unschuld verloren, aber ein verordnetes Erinnern von Verbrechen kann sich zugleich als subtile Entlastungsstrategie erweisen. Die Ermordung der europäischen Juden nicht durch Identifizierung mit den Opfern zu beruhigen, sondern als negativen Referenzpunkt in ein kollektives *Gesamtbild* zu integrieren, setzt voraus, den obsessiven Hang zur Naherinnerung zu überwinden, die Geschichte, auch die deutsche Geschichte als einen historischen Prozess zu begreifen, der durchaus auch hätte anders verlaufen können, und durch diese Horizonterweiterung die Reichweiten des Erinnerns neu zu vermessen.²⁰⁰ <<

_ 199

Vgl. Christian Meier: Erinnern – Verdrängen – Vergessen, in: Ders.: Das Verschwinden der Gegenwart. Über Geschichte und Politik, München 2001, S. 70-95.

_ 200

Vgl. Karl Heinz Bohrer: Erinnerungslosigkeit, in: Ders.: Ekstasen der Zeit. Augenblick – Gegenwart – Erinnerung, München 2003, S. 10-29.

08

Tillmann Bendikowski

**Vergesst das Erinnern.
Warum wir in Zukunft mehr über das Vergessen reden müssen.**

„Die Erinnerung“, so stellt Cees Nooteboom in seinem Roman „Rituale“ fest, „ist wie ein Hund, der sich hinlegt, wo er will.“ Wir haben es hier nicht mit einem berechenbaren Wesen zu tun, erklärt der niederländische Schriftsteller. In seiner Geschichte will sich der Protagonist das Leben nehmen (was glücklicherweise scheitert) – und woran erinnert er sich später? An die aktuellen Börsendaten, oder dass der Mond so schön in die Gracht schien? An Unwichtiges eben, wie er sich selber eingesteht. Und was ist mit dem wirklich Wichtigen und Schönen? Etwa jenes Gedicht, das er gerade zuvor noch gelesen hat? Einfach vergessen. „Der Hund, dieses eigenwillige Tier, versagte in dieser Hinsicht völlig.“²⁰¹ Er legt sich halt hin, wo er will.

Wer in den vergangenen 15 Jahren die kulturwissenschaftliche Forschung in Deutschland verfolgt hat, bekommt den Eindruck, dass dieser Hund als Problem erkannt worden ist. Seither wird versucht, seine Laufwege, die Motive für seine Richtungsänderungen und für die Gründe für seine jeweilige Platzierung penibel nachzuvollziehen. Doch bei der Beobachtung des eigenwilligen Vierbeiners durch die Gedächtnisforschung ist es nie geblieben. Stets haben sich Zeitgenossen aus politischen Erwägungen auch an seiner Domestizierung versucht, wenn es um das überindividuelle, um das kollektive Erinnern ging. Bei diesen Erziehungsversuchen ist von „Geschichtspolitik“ die Rede (vermutlich sollte man noch präziser von „Gedächtnispolitik“ sprechen). Diese versuchte und versucht stets, dem Hund den vermeintlich rechten Weg zu weisen – mal mit Verlockungen, mal mit sanftem Druck, mal mit nackter Gewalt. Eine Straßenumbenennung, die Einweihung eines Gedenksteins und der Bau eines Denkmals können solche Versuche sein. Wer die Gegenwart und die Zukunft beherrschen will, so wissen wir, muss auch die Erinnerung an die Vergangenheit im Griff haben.

Die Erkenntnis dieses Zusammenhangs von Geschichte und Deutungshoheit hat die Geschichtswissenschaft in den vergangenen Jahren fasziniert, um nicht zu sagen: elektrisiert. Ein wirklicher Ruck ging durchs Land der Historikerinnen und Historiker, überall war nun Erinnerung und kollektives Gedächtnis. Kein Denkmal, kein bauliches Relikt, kein alltagsgeschichtliches Zeugnis, das nicht auch als Indiz für das kollektive Gedächtnis gewertet werden konnte.²⁰² Es war ein bisschen so, als wenn sich Kinder in einen herumtollenden Welpen verliebt hätten und nun einfach nicht mehr den Blick von ihm lassen können – so vernarrt war jetzt alles in den „Hund Erinnerung“. Nur so lässt sich erklären, dass fast alle übersahen, dass es da noch einen zweiten Hund gibt. Der ist zwar ebenso launenhaft und unberechenbar wie der erste, vielleicht beherrscht der die Kunst des verwirrenden Hakenschlagens sogar noch besser – aber auf jeden Fall ist er bei weitem nicht so ansehnlich: das „Vergessen“.

²⁰¹ Cees Nooteboom: *Rituale*, Frankfurt am Main 1993, S. 9.

²⁰² Selbst Aleida Assmann diagnostizierte bereits 1999 etwas erschöpft einen „obsessiven Zug in der Gedächtnisforschung“; vgl. Aleida Assmann: *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*, München 1999, S. 17.

²⁰³ Johann Gustav Droysen: *Historik. Vorlesungen über Enzyklopädie und Methodologie der Geschichte*, Darmstadt 1972, S. 325.

²⁰⁴ Dazu zählt allen voran die bahnbrechende Studie von Harald Weinrich: *Lethé. Kunst und Kritik des Vergessens*, München 1997. Innovativ auch die Studie von Günter Butzer/Manuela Günter (Hrsg.): *Kulturelles Vergessen: Medien – Rituale – Orte*, Göttingen 2004.

²⁰⁵ Zu den wenigen frühen und konstruktiven Versuchen seitens der Geschichtswissenschaft zählen die Beiträge von Lucian Hölscher: *Geschichte und Vergessen*, in: *Historische Zeitschrift*, (249) 1989, S.1-17 sowie Ders.: *Erinnern und Vergessen. Vom richtigen Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit*, in: Ulrich Borsdorf/Heinrich Theodor Grütter (Hrsg.): *Orte der Erinnerung. Denkmal, Denkmätle, Museum*, Frankfurt am Main 1999, S. 111-127.

_ 206

Jan Assmann: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, München 1997, S. 11. Zu den frühen Arbeiten zählt auch Otto Gerhard Oexle: Memoria als Kultur, in: Ders. (Hrsg.): Memoria als Kultur, Göttingen 1995, S. 9-78.

_ 207

Vgl. zuvor vor allem Peter Reichel: Politik mit der Erinnerung. Gedächtnisorte im Streit um die nationalsozialistische Vergangenheit, München/Wien 1995.

_ 208

Ulrich Borsdorf/Heinrich Theodor Grütter: Spielweisen der Erinnerung. Fußball und Gedächtnis, in: Franz-Josef Brüggemeier/Ulrich Borsdorf/Jürg Steiner: Der Ball ist rund. Die Fußballausstellung, Essen 2000, S. 48-52.

_ 209

Friedrich Prinz: Der Weißwurstäquator, in: Etienne François/Hagen Schulze (Hrsg.): Deutsche Erinnerungsorte, Bd. I, München 2001, S. 471-483; Erhard Schütz: Der Volkswagen, in: ebda., S. 352-369.

_ 210

Heinrich August Winkler (Hrsg.): Griff nach der Deutungsmacht. Zur Geschichte der Geschichtspolitik in Deutschland, Göttingen 2004.

_ 211

Edgar Wolfrum: Geschichte als Waffe. Vom Kaiserreich bis zur Wiedervereinigung, Göttingen 2001. Zuvor: Ders.: Geschichtspolitik in der Bundesrepublik Deutschland. Der Weg zur bundesrepublikanischen Erinnerung 1948-1990, Darmstadt 1999 sowie Petra Bock/Ders. (Hrsg.): Umkämpfte Vergangenheit. Geschichtsbilder, Erinnerung und Vergangenheitspolitik im internationalen Vergleich, Göttingen 1999.

Die Dominanz der Erinnerung

Wenn man die Schriften der Geschichtstheoretiker durchgeht, so erklärt sich, weshalb das Vergessen zu allen Zeiten als der schlimmste Feind der geschichtlichen Überlieferung galt. In der Geschichtsschreibung zählt zu deren Grundannahmen auch das Verdikt, dass Erinnerung nicht nur die unabdingbare Voraussetzung aller Geschichtsschreibung ist, sondern vielmehr auch ihr eigentlicher Sinn und Zweck. „Geschichte“, so hatte es einst Johann Gustav Droysen den deutschen Historikern ins Stammbuch geschrieben, „ist Erinnerung.“²⁰³ Wer mag sich da wundern, dass Droysens Nachfolger sich weitgehend brav an die Erinnerung hielten, aber bis heute wenig Bereitschaft erkennen lassen, ihren Blick auf die möglicherweise kreative, aber auf jeden Fall höchst irritierende Spielweise des Vergessens zu lenken? (Wir wollen an dieser Stelle ausnahmsweise einmal Friedrich Nietzsche außer Acht lassen, der in seiner Betrachtung „Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben“ provokativ von der „Kunst und Kraft vergessen zu können“ schrieb – auf die die Historiker allerdings bis heute ein wenig verschnupft reagieren und deshalb ihre Schwierigkeiten haben, mit diesem Einwurf umzugehen). Wichtige Impulse für die jüngere Beschäftigung mit dem Phänomen des Vergessens entstammen oft der Literatur- und Sprachwissenschaft²⁰⁴, die Historiker zeigen sich erkennbar zurückhaltender.²⁰⁵

Mit der Entdeckung des Gedächtnisses für die Kulturwissenschaften vor allem in der Folge der Forschungen von Jan Assmann – der die Erforschung des Gedächtnisses 1997 als ein neues „Paradigma der Kulturwissenschaften“ feierte²⁰⁶ – erlebte die Geschichtswissenschaft eine explosionsartige Beschäftigung mit der Erinnerung.²⁰⁷ Fast hatte man den Eindruck, jedes halbwegs veritable Denkmal erfuhrt jetzt seine Würdigung als Ort der Erinnerung, und selbst über „Fußball und Erinnerung“ wurde nun nachgedacht – unter dem Titel „Spielweisen der Erinnerung“.²⁰⁸ Vom „Weißwurstäquator“ bis zum Volkswagen wurden Erinnerungsorte erschlossen.²⁰⁹ Die Mechanismen von Geschichtspolitik wurden beschrieben²¹⁰, und im Machtkampf um Vergangenheitsbilder die „Geschichte als Waffe“ identifiziert.²¹¹

Gegen diese Arbeiten ist selbstverständlich nichts einzuwenden. Ganz im Gegenteil: Wenngleich sie nicht alle gleichermaßen das Fach vorangebracht haben mögen, so haben sie in ihrer Summe gerade der deutschen Geschichtswissenschaft doch einen erheblichen Reflexionsschub gebracht. Die Untersuchungen zu Fragen der Gedächtnisforschung setzten eine Auseinandersetzung mit theoretischen Fragen voraus und verlangten außerdem einen Blick in die Vorarbeiten französischer Wissenschaftler. So wurde etwa Maurice Halbwachs wahrgenommen, der schon 1925 in einer Schrift über

„Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen“ nachdachte²¹², oder eben Pierre Nora, der den Begriff der Gedächtnisorte, der „lieux de mémoire“, in die Diskussion einbrachte.²¹³ Überdies entstanden gerade in der Nachfolge der französischen Arbeiten im Zuge der deutschen Gedächtnisforschung im besten Sinne gelungene Lesebücher, allen voran die dreibändige Darstellung „Deutsche Erinnerungsorte“, die Etienne François und Hagen Schulze im Jahr 2001 herausgaben.²¹⁴ Besonders fruchtbar erscheinen zudem die Unternehmungen, die Kategorien Gedächtnis und Generationen miteinander zu verknüpfen.²¹⁵

Als bedenklich erwies sich die Begeisterung für die Gedächtnisforschung allerdings dann, wenn die Wesensunterschiede zwischen „Geschichte“ und „Gedächtnis“ verschwammen – und mit ihnen die Wesensunterschiede zwischen „Geschichtsforschung“ und „Gedächtnisforschung“. Die Geschichtsforschung ist der vergangenen Wirklichkeit auf der Spur, die Gedächtnisforschung fragt nach den Modi der Erinnerung – und hoffentlich vermehrt bald auch nach denen des Vergessens. Die Geschichte bezeichnet also den Raum der kritisch-distanzierten, wissenschaftlichen Repräsentation der Vergangenheit, in dem die alten und neuen Werkzeuge der Historiker Verwendung finden.

Dahingegen darf das Gedächtnis ganz anders ein – und ist es auch: ein ungeordneter Raum sich ständig überlagernder, sich einem analytischen Zugriff zuweilen leichtfüßig entziehender Gedanken. „Das Gedächtnis rückt die Erinnerung ins Sakrale“, hat Pierre Nora einst treffend erklärt, „die Geschichte vertreibt sie daraus, ihre Sache ist die Entzauberung.“²¹⁶

Wenn trotz dieser Wesensunterschiede die geschichtswissenschaftliche Forschung über einen historischen Gegenstand gegen die Erinnerung an diesen ausgespielt wird – wozu sich unlängst Nicolas Berg in seiner Darstellung „Der Holocaust und die westdeutschen Historiker“ hinreißen ließ – und den Historikern tatsächlich vorgehalten wird, sie hätten an bestimmten Punkten zuviel „geforscht“, aber zu wenig „erinnert“, also eine „Forschung ohne Erinnerung“ betrieben, so ist das in dieser Hinsicht sicherlich die Spitze der fachlichen Verwirrung.²¹⁷

Neben der Begeisterung der Kulturwissenschaften für die Erinnerung hat zunehmend auch ein breiteres Publikum Zugang zum Thema gefunden. Man mag sich zuweilen an Jacques Le Goff erinnern fühlen, der vor 30 Jahren bei seinen Betrachtungen zu „Geschichte und Gedächtnis“ beobachtete, wie die kollektive Erinnerung „gesucht, gerettet und gefeiert“ wird. Daran nehme abseits der Fachwissenschaft auch das breite Publikum teil, „das von der Furcht besessen ist, die Erinnerung zu verlieren,

_ 212
Maurice Halbwachs: Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen, Frankfurt am Main 1985 (Original: Les cadres sociaux de la mémoire [1925]).

_ 213
Pierre Nora: Zwischen Geschichte und Gedächtnis, Berlin 1990; zur Aneignung dieses Begriffes vgl. S. 7.

_ 214
Etienne François/Hagen Schulze (Hrsg.): Deutsche Erinnerungsorte, 3 Bde., München 2001.

_ 215
So prägte Ulrike Jureit die Formulierung von der „Generation als Gedächtniskategorie“; vgl. Dies.: Generationenforschung, Göttingen 2006, S. 114-123.

_ 216
Nora, Geschichte, S. 13.

_ 217
So der Vorwurf an die Historiker in der Frühgeschichte des Münchener Instituts für Zeitgeschichte, formuliert von Nicolas Berg: Der Holocaust und die westdeutschen Historiker. Erforschung und Erinnerung, Göttingen 2003, hier S. 319f.

_218

Jacques Le Goff: Geschichte und Gedächtnis, Berlin 1999, S. 131f.

eine kollektive Amnesie zu erleiden. Dies kommt in der ‚Nostalgie-Mode‘ ungeschickt zum Ausdruck und wird schamlos von den Händlern der Erinnerung ausgenutzt, denn die Erinnerung ist zu einem gut verkäuflichen Objekt der Konsumgesellschaft geworden.“²¹⁸

Wenn wir in Anlehnung zu dieser Beobachtung nicht nur von „Händlern der Erinnerung“ sprechen wollen, sondern zugleich auch von einem „Markt für das historische Gedächtnis“, dann fällt besonders der ungleiche Kurswert von Erinnern und Vergessen auf: Das Erinnern gilt als essenzielles Gut – und damit als (bitte im denkbar übertragensten Sinne zu verstehen) gut verkäuflich. Das Vergessen hingegen nicht. Sein Nutzen will sich dem Kunden nicht recht erschließen – und damit dürfte der Händler auf dieser Ware sitzen bleiben. Denn der florierende Handel mit der Erinnerung wird begleitet von einer nahezu reflexartigen öffentlichen Zurückweisung einer intensiveren Beschäftigung mit dem Vergessen. In erster Linie erscheint dieses als Feind der Erinnerung und mithin als Bedrohung aller Erinnerungsstrukturen, die die Geschichtspolitik in Deutschland in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten geschaffen hat – Geschichtsvergessenheit ist ein schlimmer Vorwurf in diesem Land. Überdies kann er gezielt eingesetzt werden, als politisches und als moralisches Verdikt. Die öffentliche Anschuldigung, jemand habe – bewusst oder unbewusst – wichtige Fragen der Geschichte (ja schlimmer noch: der deutschen Geschichte!) vergessen, unterstellt immer eine politische Unreife für die Gestaltungsfragen von Gegenwart und Zukunft und desavouiert den solchermaßen Beschuldigten. Dieser spezifische Vergessens-Vorwurf wäre sicherlich eine eigenständige Betrachtung wert – hier könnte man an konkreten kommunikativen Situationen vermutlich eindrücklich nachweisen, dass dieser Vorwurf im Kampf um das Gedächtnis die sehr viel schärfere Waffe ist als die bloße Aufforderung, sich doch bestimmter historischer Phänomene zu erinnern.

Wird das kollektive Vergessen in den großen Gedächtnisdebatten also vergessen, weil hinter der Thematisierung eine mögliche moralische oder politische Anklage lauert? Das wäre für die Historiker eine billige Ausrede. Rein forschungspraktisch wird man stattdessen wohl konstatieren dürfen, dass die Konzentration auf die Erinnerung zahlreiche gute Gründe hatte – allen voran drängte sich das empirische Material (Denkmäler, nationale Symbole, große öffentliche Debatten) ja geradezu auf, verlangte nach Bearbeitung. Und die Erforschung der Erinnerung versprach und zeitigte bald konstruktive Ergebnisse, während das Vergessen in der allgemeinen Annahme als flüchtiges, schlecht greifbares Phänomen galt. So etablierte sich ein gewisser Sicherheitsabstand – vielleicht übrigens auch, weil wir zugleich immer auch eine gewisse destruktive Kreativität des Vergessens ahnten.

Dieser Sicherheitsabstand ist allerdings nicht mehr notwendig, gerade weil die Erforschung der kollektiven Erinnerung dem Fach inzwischen das Rüstzeug für eine Annäherung in die Hand gegeben hat. Wenn wir Anlässe und Motive, Verlauf und Folgen des öffentlichen Vergessens in den Blick nehmen – gerade so, wie wir es mit der Erinnerung bereits gemacht haben, – dann lassen sich rasch erste Konturen der Spielweisen des Vergessens und der mögliche Nutzen einer solche Annäherung erkennen.

Spielweisen des Vergessens

Wenn wir das Vergessen nicht als bloßes Gegenteil der Erinnerung verstehen wollen, sondern als einen eigenständigen Faktor in der Ausgestaltung des kollektiven Gedächtnisses, dann zeigt sich, dass auch das Vergessen nicht einfach so geschieht. Und wie das Erinnern, so kann auch das Vergessen selbst und bewusst herbeigeführt oder fremdbestimmt sein. Es gibt regelrechte Strategien des Vergessens, eine „Politik mit dem Vergessen“, so wie es eine „Politik mit der Erinnerung“ gibt. Wenn man sich das Bild von der Gedächtnislandschaft vor Augen führt, dann dürfen wir also zugleich vermuten, dass es in ihr nicht nur eine Vielzahl „Deutscher Erinnerungsorte“ gibt, sondern eben auch zahlreiche „Deutsche Vergessensorte“.

Werfen wir zunächst einen Blick auf das fremdbestimmte Vergessen. Wenn wir einmal von der gewalttätigsten Vergessensstrategie absehen, dem Memorizid als der Tötung des Menschen, der als Erinnerungsträger gilt, oder einer ganzen Gruppe, deren Erinnerung ausgelöscht werden soll, zählt die Androhung von Gewalt sicherlich zu den dominanten Formen solcher Strategien. Das provoziert bei einem Blick zurück auf die Erinnerung übrigens zugleich die Frage, inwieweit bei ihr Gewalt oder Gewaltandrohung eigentlich ebenfalls als äußere Einflüsse bestimmend sein können. So schlagen totalitäre Systeme in aller Regel das Mittel des öffentlichen Schweigens als Weg zum öffentlichen Vergessen ein und versehen diese Strategie mit der Androhung drastischer Strafen. Die Erwähnung von Regimegegnern etwa, die Kritik an den Machthabern oder eben die Nicht-Erwähnung unbequemer historischer Fakten – all das wird dann öffentlich nicht verhandelt. Solche Themen haben dann höchstens in einer Gegen-Öffentlichkeit oder mit Verzögerung im Archiv noch ihren Platz. Dabei ist umstritten, wie weit solche staatlich verordneten Strategien der Ausblendung wirklich reichen – doch je länger diese offizielle Politik mit dem Vergessen angewendet werden kann, desto offenkundiger dürfte ihre selektive Wirkung auf das kollektive Wissen sein. Das zeigt sich beispielsweise, wenn heute ehemalige DDR- und BRD-Bürger in ihren historischen – differierenden – Erzählungen aufeinander treffen.

_ 219

Wilhelm Rausch (Hrsg.): Erich Kästner: „...was nicht in euren Lesebüchern steht“, Frankfurt am Main 1968.

Eine weitere Spielweise dieser Vergessenspolitik ist die Verweigerung des Zugangs zum Wissen. Die historische gebräuchlichste und heute zuweilen subtil vorgenommene Form dürfte der untersagte Zugang zu Wissensbeständen wie Büchern und Archivalien sein. Auch der gutmütigste Archivar ist für den Historiker übrigens immer auch ein Türsteher des Vergessens. Der Index verbotener Wissensbestände ist eine historische – und in anderer Form auch noch eine gegenwärtige – Größe.

Ein Mittel der Vergessenspolitik ist zudem das Löschen von Wissensbeständen. Dazu gehört etwa die gezielte Vernichtung belastender Unterlagen – in ihrer hektischen Ausformung etwa bei den Stasi-Mitarbeitern in den dramatischen Tagen der Wende im November 1989, in ihrer bürokratischen Form hingegen auch durchaus einmal kurz vor einem Regierungswechsel im Bundeskanzleramt zu beobachten. Auch die Bücherverbrennung, die in der NS-Zeit einen traurigen Höhepunkt erlebte, hatte neben ihrem symbolisch-politischen Wert immer auch die konkrete Konsequenz, dass der Zugang zur Ressource „unbequemes Buch“ verknappt wurde. Eine besondere Zuspitzung dieser Löschungs-Phantasien stellt in diesem Zusammenhang die Vernichtung ganzer Buchbestände dar. So lässt sich die bewusste Bombardierung der Nationalbibliothek von Sarajewo im Sommer 1992, durch die mehr als zwei Millionen Bücher vernichtet wurden, als eine solche Strategie des Vergessens interpretieren.

An diesem Punkt sei allerdings zugleich daran erinnert, dass Bücher (oder auch Akten) eben nicht zwangsläufig einen wie auch immer gearteten vollständigen Speicher unseres historischen Wissens darstellen. Schließlich muss ja jeder historische Schritt der Verschriftlichung zugleich selbst als Akt des Vergessens gewertet werden, weil der Verschriftlichung zwangsläufig eine Auswahl der Inhalte vorangeht. Auf die Spitze getrieben ließe sich auch einmal durchdenken, ob Bibliotheken und Archive so gesehen nicht nur als Speicher der kollektiven Erinnerung, sondern zugleich auch als Monumente des Vergessens interpretiert werden müssen. Hatte uns nicht einst Erich Kästner von „Verschiedenem“ erzählen wollen, „was nicht in euren Lesebüchern steht“? Und hinzugefügt: „Geschichten, welche im Geschichtsbuch fehlen, sind immer die, um die sich alles dreht.“²¹⁹ So gesehen könnten wir auch Lehrpläne für den Schulunterricht zu allen Zeiten eben auch als Dokumente einer Vergessenspolitik verstehen.

Damit fällt der Blick auf alle Momente des Vergessens, die durch das Bemühen um Erinnerung entstehen. Augenfällig wird dies bei Straßenumbenennungen. Mit ihnen werden zu einem bestimmten Zeitpunkt Personen, Ereignisse oder Orte in den Fokus der öffentlichen Erinnerung gerückt. Wenn wir an diesem Punkt einmal neu entstandene Straßen ohne eigene Geschichte außer Acht lassen, dann verschwinden im Moment der Umbenennung auch die bisherigen Bezeichnungen. Sicherlich erscheinen solche Vorgänge nicht wirklich der Rede wert, wenn augenscheinlich sehr allgemeine Straßennamen wie „Hauptstraße“ oder „Westring“ ersetzt werden durch die Erinnerung an Willy Brandt oder Konrad Adenauer.

Doch in anderen Fällen mag man dann doch zögern und fragen, ob hier wirklich vorrangig ein Interesse an der öffentlichkeitswirksamen Präsentation des neuen Namens besteht – oder ob es nicht vielmehr nur um das ersehnte Löschen des alten geht. Nach der deutschen Vereinigung verschwanden so manche in DDR-Zeiten gefeierte Vorkämpfer des Kommunismus von den Straßenschildern, und gefeierte Kämpfer der neuen Zeit nahmen ihren Platz ein. Und die Umbenennung von Chemnitz in Karl-Marx-Stadt 1953 lässt sich vielleicht überwiegend als Akt einer Erinnerungspolitik interpretieren – die Rückbenennung im Jahr 1990 weist allerdings zugleich Züge einer Vergessenspolitik auf. Und denken wir an die unmittelbare Nachkriegszeit: Da mussten die zahlreichen Adolf-Hitler-Straßen schlicht und einfach verschwinden. Da sie aber nicht namenlos bleiben konnten, erhielten sie entweder ihre alten Bezeichnungen zurück oder fanden neue Namenspatronen. Aber zweifelsohne ging es dabei wohl fast immer in erster Linie um eine Politik des Vergessens.

Noch augenfälligere Akte einer Vergessenspolitik sind allerdings die Stürze und einschneidende Veränderungen von Denkmälern. Zwei Beispiele seien erwähnt, wenn auch die Akteure in diesen Fällen recht unterschiedlich sind: Etwa in Bagdad nach dem Sturz von Saddam Hussein, als eine übergroße Statue des Diktators demonstrativ und medienwirksam gefällt wurde, oder im Jahr 2007 in Estland, wo das Denkmal an die im Zweiten Weltkrieg gefallenen Rotarmisten aus dem Zentrum Tallinns in die Peripherie der Stadt verbannt wurde. Mit den Denkmälern stürzten übrigens immer auch die Bilder: Ungeliebte Staatsführer verschwanden aus Amtsstuben und dem öffentlichen Raum und damit dann auch aus den Geschichtsbüchern, zuweilen machte man sich sogar die Mühe, sie aus Photographien und Filmen herauszuretuschieren – in Zeiten digitaler Bildverarbeitung inzwischen ein Kinderspiel.

_ 220

Harald Welzer/Sabine Moller/
 Karoline Tschuggnall: „Opa war
 kein Nazi“. Nationalsozialismus
 und Holocaust im Familien-
 gedächtnis, Frankfurt am Main
 2002.

_ 221

Ebd.

Zu diesen von außen gesteuerten Prozessen des Vergessens, der Vergessenspolitik des öffentlichen Raums, kommen die Mechanismen im privaten Gedächtnis hinzu. Dabei greifen die unterschiedlichsten Strategien, die für den Historiker von Interesse sind. Und auch bei ihnen gibt es den Vorsatz, etwa wenn versucht wird, ein missliebiges Familienmitglied aus dem familiären Gedächtnis zu tilgen: Seine Bildnisse können vernichtet, Fotos beschnitten oder manipuliert werden – und über ihn wird schlechthin nicht mehr gesprochen. Ähnliches kann für Erlebnisse in der Familiengeschichte gelten, etwa für traumatische Situationen bei Flucht oder Vertreibung, die in der Familienerzählung nicht gegenüber den Nachgeborenen – zuweilen auch nicht einmal zwischen den Gleichaltrigen – thematisiert werden.²²⁰

Dieses familiäre Schweigen gilt selbstverständlich auch in Fällen der Beteiligung an Verbrechen während der NS-Zeit. Ausgehend von den Forschungen des Sozialpsychologen Harald Welzer, der in seiner Studie „Mein Opa war kein Nazi“ herausgearbeitet hat, wie neben dem offiziellen Gedächtnis an den Nationalsozialismus ein privates Gedächtnis existiert, wird somit die gestalterische Vehemenz des Vergessens erkennbar.²²¹ Hier scheinen regelrechte Schneisen des Vergessen die Erinnerungslandschaft zu prägen – romantische und verklärte Vorstellungen über die Vergangenheit können so prächtig gedeihen. Das Gute der Familie wird gehegt, das Böse findet nicht mehr statt – Opa war eben kein Nazi. Auch wenn er es war, man will es vergessen. Und oft genug gelingt dies auch.

Ein eindrucksvolles Beispiel für das Nicht-Vergessen im familiären Gedächtnis stellt hingegen das Thema Flucht und Vertreibung aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten dar: Bis heute ist es der weithin akzeptierte Eindruck, dass sich die bundesrepublikanische Gesellschaft, von der DDR als Repressionsstaat mit gestrenger Geschichtspolitik einmal abgesehen, diesem Aspekt ihrer Geschichte nicht widmen wollte. „Man sprach nicht darüber“, hört man heute allenthalben, es sei ein Un-Thema gewesen – so als könne man von einer stillschweigenden Vereinbarung des Vergessens sprechen. Gleichwohl sollte man dabei allerdings bedenken, dass es ja in fast jeder größeren Stadt und auf dem Lande eine „Danziger Straße“, eine „Königsberger“ oder „Breslauer Straße“ gab – waren dies tatsächlich sämtlich Erinnerungsmarken ohne Wert und Wirkung?

Als vor wenigen Jahren die Erinnerung an Flucht und Vertreibung jedoch zum medialen Ereignis und sie angesichts eines geplanten „Zentrum gegen Vertreibung“ zum Politikum wurde, zeigte sich, wie sehr dieses Thema im Familiengedächtnis der betroffenen Deutschen präsent war. Über Jahrzehnte hinweg war überraschend wenig vergessen worden. Es war geradezu erstaunlich, wie viele Menschen nun mit ihren Familienerlebnissen auftraten.

Für den Historiker zeigt sich, dass sich hier nicht nur ein anderes Erinnern und Vergessen vollzog als in der Öffentlichkeit, sondern dass im Familiengedächtnis ein spezifisches, ein anderes „Wissen“ gespeichert worden war. Und dieses Wissen, so die weit verbreitete Vorstellung, wird durch die unterschiedlichen Spielarten des Vergessens demoliert. Doch das ist nur die eine Seite des Himmels – unser historisches Wissen ist zwei demolierenden Faktoren ausgesetzt.

Erinnern, Vergessen und Wissen

Jede Beschäftigung mit dem Erinnern und dem Vergessen führt letztlich zur Frage des historischen Wissens – und damit ins Zentrum der historischen Arbeit schlechthin. Wenn eine Schülerin, wie in einer Tageszeitung einmal abgedruckt, zehn Jahre nach der deutschen Vereinigung erklärte, die DDR sei einmal „ein Bundesland im Mittelalter“ gewesen²²², so ist dies ja keineswegs der Ausweis mangelnden Erinnerungsvermögens. Hier wird ja etwas erinnert – nur eben nicht entsprechend unseres verbindlichen historischen Wissensbestandes. Und dieses präsente oder eben nicht präsente Wissen ist es, dass der Historiker für seine Arbeit immer zum Ausgangspunkt nimmt, will er aufklärerisch in die Gesellschaft wirken.

Deshalb ist dem Historiker auch nicht geholfen, wenn die Menschen sich zwar oft und regelmäßig an ein historisches Ereignis oder eine historische Persönlichkeit erinnern – wenn sie aber nicht über ausreichendes flankierendes Wissen verfügen. Zu Recht wird inzwischen Klage darüber geführt, dass in der Öffentlichkeit zwar viel über bestimmte historische Themen gesprochen wird, aber zu wenig von ihnen: Historiker fordern deshalb aus Sorge um das historische Wissen mehr Faktenkenntnisse und damit übrigens auch eine solidere Basis für die Erinnerung. Daraus ergibt sich mit Blick auf die aktuelle Erinnerungspolitik im Lande die sorgenvolle Anfrage, ob angesichts eines kriselnden Wissensbestandes nicht zunehmend die Erinnerung an die Stelle des Wissens tritt. Werden sich die Menschen zunehmend verstärkt an die öffentlich gepflegten Erinnerungen erinnern statt ihr Handeln an einem tatsächlichen historischen Wissen zu orientieren? Werden die Erinnerungen selbst zum Gegenstand der Erinnerung? Und nimmt damit schließlich das historische Wissen Schaden?

– 222

Markus Deggerich: Art. DDR, das war ein Bundesland im Mittelalter, in: Süddeutsche Zeitung vom 6.9.2000.

_223
Le Goff, Geschichte, S. 137.

Das Vergessen hat ohne Frage ebenfalls diesen demolierenden Charakter. Aber es weist dem Historiker auf eine nahezu aufreizende Art den Weg, den fortwährenden und selbstverständlich zu allen Zeiten sich vollziehenden Verlust historischen Wissens zu folgen: „Follow me“ scheint es den Forschern zu signalisieren – wer dem Vergessen folgt, wird das Schwinden historischen Wissens aus nächster Nähe beobachten können. Deshalb gilt es, in dem Bemühen um das historische Wissen das Vergessen nicht vordergründig moralisch und politisch zu verwerfen, sondern als existentes Phänomen und geschichtsbildende Kraft neben dem Erinnern zu begreifen.

Jacques Le Goff formulierte einst: „Die Erinnerung, aus der die Geschichte schöpft, die sie wiederum nährt, ist lediglich bestrebt, die Vergangenheit zu retten, um der Gegenwart und der Zukunft zu dienen. Es soll so geschehen, dass die kollektive Erinnerung der Befreiung und nicht der Unterwerfung der Menschen dient.“²²³ Mit Verlaub: Bei dieser Aufgabe kann uns die Erinnerung an unser Vergessen mindestens ebenso gut helfen. Niemand hat die Absicht, das Erinnern zu vergessen (der Titel dieses Zwischenrufs dient zugegebenermaßen der lustvollen Provokation), aber ohne Frage sollten wir in Zukunft mehr über das Vergessen reden. Und wir müssen das Vergessen als Pendant des Erinnerns verstehen lernen. Ohne solide Kenntnis über seine Spielweisen bleiben wir hinsichtlich aller Bemühungen um das historische Gedächtnis auf einem Auge blind. <<

09

Manfred Grieger

**Die bundesdeutsche Erinnerung an die NS-Massenverbrechen
zwischen Säkularreligion und Universalisierung
– Vermutungen eines Unternehmenshistorikers.**

I.

Erinnerung kann so grausam sein: Eine anscheinend kaum vergangene Ära des staatlichen Terrors und der rassistischen Vernichtungspolitik verbindet sich auch im sechsten Jahrzehnt seiner Existenz weiterhin mit dem demokratischen Deutschland. Der „Zivilisationsbruch“ Auschwitz nimmt hierdurch auf das vielfältige geschichtspolitische Handeln von Gegenwartsmenschen nachhaltigen Einfluss. Ein Massenverbrechen ging der schlussendlichen Übernahme von historischer Verantwortung voraus, selbst wenn die Bundesrepublik Deutschland ihre Pflichten als Ergebnis eines gesellschaftlichen Lernprozesses nicht nur im staatsrechtlichen Sinne erfüllt, sondern auch eine differenzierte und international anerkannte Gedenkstättenlandschaft hervorgebracht hat.²²⁴ „Zu wenig, zu spät“ – was immer getan wird, erinnerungspolitisch gilt das auf jeden Fall. Denn Sollbruchstellen einer angemessenen Erinnerung sind wegen der polymorphen Überdeterminierung des Begriffs unvermeidlich.

Erinnerung hat tatsächlich ihre gefährlichen Seiten: Bundestagspräsident Philipp Jenninger musste sich vor 20 Jahren Betonungsfehler nachsagen lassen und gab im November 1988 sein Amt auf.²²⁵ Bundeskanzler Kohl ergriff 1985 für viele über den falschen Gräbern die Hand des amerikanischen Präsidenten.²²⁶ Der Historikerstreit²²⁷, die Rede von Martin Walser in der Frankfurter Paulskirche²²⁸, und selbst der Eklat um Hermann Schäfer, der als Abteilungsleiter beim Kulturstaatsminister im August 2006 vor dem Konzert „Gedenken Buchenwald“ ausschließlich über die Flucht und Vertreibung der Deutschen gesprochen und die Opfer des Konzentrationslagers unerwähnt gelassen hatte²²⁹, verweisen auf fortdauernde Konflikte um verantwortungsvolles Erinnern. Ebenfalls noch in die Vorzeit der beschönigenden Erinnerung von politischen Spitzenrepräsentanten schien die im April 2007 abgegebene historische Ehrenerklärung des Ministerpräsidenten von Baden-Württemberg, Günther Oettinger, für seinen als Marinerichter hervorgetretenen Amtsvorgänger zu gehören, wonach Filbinger „kein Nationalsozialist“, sondern „ein Gegner des NS-Regimes“ gewesen sei.²³⁰ Ausflüchte und formelle Entschuldigungen verhinderten den aufziehenden Skandal.

Fast 20 Jahre nach der deutschen Einheit, die blühende Landschaften hervorzu- bringen versprach, wirkt aber der jahrelange Streit um trennscharfe Erinnerungen an die NS- und die DDR-Diktatur durch die konsensual angelegte Gedenkstättenkonzeption des Bundes nach.²³¹ Reibungen um die erinnernde Bewertung der zwei Diktaturen auf deutschem Boden bleiben wahrscheinlich, zumal die Erinnerung an den NS-Unrechtsstaat und die rassistische Vernichtungspolitik im Übergang zur Globalisierung der gewachsenen Bundesrepublik Deutschland in eine neue Phase trat. War über lange Jahrzehnte hinweg die Erinnerung an den NS-Völkermord als Teil einer Gegenöffentlichkeit zum etablierten Geschichtsbild entstanden,

_ 224

Stefanie Endlich: Wege zur Erinnerung. Gedenkstätten und -orte für die Opfer des Nationalsozialismus in Berlin und Brandenburg, Berlin 2007; Geschichtspolitik und demokratische Kultur. Bilanz und Perspektiven. Hrsg. von Beatrix Bouvier/Michael Schneider, Bonn 2008.

_ 225

Astrid Linn: „... noch heute ein Faszinosum ...“. Philipp Jenninger zum 9. November 1938 und die Folgen, Münster 1991.

_ 226

Theo Hallet: Umstrittene Versöhnung. Reagan und Kohl in Bitburg 1985, Erfurt 2005; Bitburg in moral and political perspective. Ed. by Geoffrey H. Hartman, Bloomington 1986; Richard J. Jensen: Reagan at Bergen-Belsen and Bitburg, College Station, Tex. 2007.

_ 227

Ulrich Herbert: Der Historikerstreit: politische, wissenschaftliche, biographische Aspekte, in: Zeitgeschichte als Streitgeschichte: große Kontroversen seit 1945. Hrsg. von Martin Sabrow, München 2003, S. 94-113; Die Gegenwart der Vergangenheit: der „Historikerstreit“ und die deutsche Geschichtspolitik. Hrsg. von Steffen Kailitz, Wiesbaden 2008.

_ 228

Martin Walser: Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede. Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 1998, Frankfurt am Main 1998; Die Walser-Bubis-Debatte. Eine Dokumentation. Hrsg. von Frank Schirrmacher, Frankfurt am Main 2000.

_ 229

Julia Spinola: Eklat um Buchenwald, in: FAZ vom 28.8.2006, S. 31; Jens Jessen: Die Täter wollen Opfer werden, in: DIE ZEIT vom 31.8.2006.

_ 230

Ansprache des baden-württembergischen Ministerpräsidenten Günther H. Oettinger anlässlich des Staatsakts zum Tod von Ministerpräsident a. D. Prof. Dr. Dr. h. c. Hans Filbinger am 11. April 2007 im Freiburger Münster, <http://www.uni-kassel.de/fb5/frieden/regionen/Deutschland/filbinger.html>; Ministerpräsidenten: Günther Oettingers verheerende Grabrede auf den ehemaligen NS-Marinerichter Hans Filbinger, in: *Der Spiegel* 61 (2007), Nr. 16, S. 36ff.; Filbinger - eine deutsche Karriere. Hrsg. von Wolfram Wette, Springe 2006.

_ 231

Unterrichtung durch den Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien: Fortschreibung der Gedenkstättenkonzeption des Bundes – Verantwortung vertiefen, Aufarbeitung verstärken, Gedenken vertiefen, Deutscher Bundestag, 16. Wahlperiode, Drucksache 19/9875 vom 19.6.2008.

_ 232

Ulrike Jureit: *Geliebene Identitäten. Opferidentifizierung und kollektive Erinnerung*, oben, S. 85ff.

_ 233

Claus Leggewie/Erik Meyer: „Ein Ort, an den man gerne geht“. Das Holocaust-Mahnmal und die deutsche Geschichtspolitik nach 1989, München 2005; Hans-Georg Stavginski: *Das Holocaust-Denkmal. Der Streit um das „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“ in Berlin (1988 – 1999)*, Paderborn 2002; Jan-Holger Kirsch: *Nationaler Mythos oder historische Trauer? Der Streit um ein zentrales „Holocaust-Mahnmal“ für die Berliner Republik*, Köln 2003.

_ 234

Fortschreibung der Gedenkstättenkonzeption des Bundes, S. 1.

weichte die Erinnerungspraxis spätestens zum 60. Jahrestag der Befreiung der Konzentrationslager das frühere Rechts-Links-Schema auf.²³² 2005 waren die Gedenkreten des sozialdemokratischen Bundeskanzlers von denen christdemokratischer Ministerpräsidenten nicht mehr zu unterscheiden. Was gesagt wurde, ergab sich gleichsam aus der Kanonisierung öffentlichen Gedenkens. Die Vereinheitlichung des Erinnerns erfolgte im Verlauf des politischen Aushandlungsprozesses, der der Errichtung des Denkmals für die ermordeten Juden Europas in Berlin vorausging und als späte Durchsetzung der kollektiven Erinnerungsformen der 68er-Generation gedeutet werden kann.²³³ Ob dies eher als erstarrende Ritualisierung, die die tiefer liegenden Meinungsunterschiede nur überdeckt, oder als ambivalenter Fortschritt gedeutet wird, hängt vom erinnerungspolitischen Standpunkt des Betrachters ab.

Bei vielen Gelegenheiten wird öffentlich das Bekenntnis erneuert, gemeinsam alles gegen das Vergessen tun zu wollen. Es muss aber derzeit offen bleiben, ob die staatliche Erinnerungspolitik, wie apostrophiert, zur Wahrnehmung von Verantwortung, zur Verstärkung der Aufarbeitung und zur Vertiefung des Gedenkens führt. Denn die Beschwörungsformeln, dass gerade die junge Generation Schuld und Scham empfinden und durch vorgegebene Erinnerungsformen Verantwortung übernehmen müsse, geben auf den womöglich wachsenden Überdruß Jugendlicher keine angemessen aktivierende Antwort. Durch die Indienstnahme des Holocaust zur außenpolitischen Legitimierung von militärischen Interventionen bei Massenverbrechen wie im Jugoslawienkrieg oder in Afrika zieht die gegenwärtige Mehrheitsgesellschaft spezifische aktuelle Lehren aus dem historischen Genozid. Ritualisierte Erinnerung auf der einen Seite, dekontextualisierte universelle Schlussfolgerungen aus den nationalsozialistischen „Menschheitsverbrechen“²³⁴ auf der anderen Seite gefährden aber die Historisierung der generationellen Erinnerung. Wenn die Gedenkstättenkonzeption des Bundes im Vorwort unterstellt, dass „jeder Generation die Lehren aus diesen Kapiteln unserer Geschichte immer wieder neu vermittelt werden“ müssten²³⁵, dann nimmt das offizielle Erinnern eine entrückt übergeordnete Stellung ein, die die Besucher von Gedenkstätten und andere historisch Interessierte zu asymmetrisch Lernenden eines definierten Erinnerungstoffes macht. Der ansonsten selbstverständlichen Suche jeder Generation nach ihrem Geschichtsbild sind dadurch Fesseln angelegt. Auch die mit dem wachsenden zeitlichen Abstand des Völkermords an den europäischen Juden zur Geschichte der Zeitgenossen verbundene Integration in die allgemeine Geschichte wird durch die vom Gedenkstättenkonzept vertretene Singularitätsthese im Zusammenspiel mit dem Diktum der „Unvergleichlichkeit des Holocaust“ verhindert. Der Generationenwechsel führt aber gleichwohl zur Arbeit am eigenen Gedächtnis, auch in der Berliner Republik.²³⁶

Denn es zeichnet sich ab, dass die historischen Sachverhalte zunehmend in das lebensweltliche Zeitkontinuum der nach 1980 Geborenen eingebunden werden. Zum Schrecken der Erinnerungskämpfer der 68er-Generation nähert sich die zukünftig das gesellschaftliche und politische Leben dominierende Generation, deren Geschichtsdenken stärker medial gebunden ist, den NS-Massenverbrechen womöglich nicht mehr als nationales Kollektiv, sondern in individueller Vielfalt.²³⁷ In einer „Gesellschaft der Individuen“ (Norbert Elias) bietet sich aber das intrinsische Interesse als Ausgangspunkt erinnernder Aktivitäten an.²³⁸ Neugierde ersetzt dann zunehmend den Nachvollzug von Lernleistungen vorheriger Generationen, aufklärerisch-ethische Fundierungen moralisierende gesellschaftliche Vorgaben. Entgegen der Selbstgewissheit, die Lehren aus der Vergangenheit längst zu kennen, erwächst aus dem erneut Verunsichernden die zukunftssträchtige Verbindung zum historischen Geschehen.

II.

Den Fortschritt auf dem Gebiet der bundesdeutschen Erinnerungskultur bringt geradezu paradigmatisch der erweiterte und neu gestaltete Gedenkort Bergen-Belsen zum Ausdruck. Inzwischen in die anteilige institutionelle Förderung des Bundesbeauftragten für Kultur und Medien aufgenommen, gilt Bergen-Belsen „auch international als Ort“, der „gleichermaßen Kriegsgefangenenlager, Konzentrationslager sowie ‚Sterbelager‘ für zehntausende Häftlinge war, die bei Kriegsende auf Todesmärschen nach Bergen-Belsen getrieben wurden“.²³⁹ Die 2007 in einem neuen Ausstellungsgebäude eröffnete Dauerausstellung erweitert die Themenstellung um die polnischen und jüdischen DP-Camps und damit um die Nachkriegsgeschichte des Ortes, der nach der Befreiung gerade auch für entwurzelte Juden zum Ausgangspunkt neuer Zukunftshoffnungen wurde.²⁴⁰ Dass hier noch 1945 von britischen Militärgerichten die rechtliche Strafverfolgung aufgenommen wurde, deren Intensität dann in deutscher Zuständigkeit unübersehbar nachließ, unterstreicht die mehrdeutige Geschichte des Ortes. Lange Jahre war Bergen-Belsen in gewisser Ähnlichkeit zu Dachau vor allem ein durch große Grünflächen charakterisierter Gedenkort, als dessen Spezifikum viele den Tod von Anne Frank ansahen. Die heutige Ausstellung öffnet sich den früher weithin unbeachtet gebliebenen ersten Betroffenen Gruppen, den Kriegsgefangenen aus Polen, aus der Sowjetunion und aus Italien. Den Funktionswandel des 1943 eingerichteten Konzentrationslagers zum Aufnahmelager und Sterbeort greift die durchgängig durch einen hohen Bildanteil charakterisierte Ausstellung ebenso auf wie erstmals das imposante Ausstellungsgebäude mit einer Freiraumplanung verbunden wird.

_ 235
Ebd.

_ 236
Ulrike Jureit:
Generationenforschung,
Göttingen 2006, S. 114ff.

_ 237
Jureit, Identitäten, oben S. 90ff.

_ 238
Norbert Elias: Die Gesellschaft
der Individuen, Frankfurt am
Main 2001.

_ 239
Fortschreibung der
Gedenkstättenkonzeption des
Bundes, S. 4.

_ 240
Gedenkstätte Bergen-
Belsen 2007 – Begleitheft
zur Dauerausstellung. Hrsg.
von der Stiftung nieder-
sächsische Gedenkstätten,
Celle 2007; Neugestaltung
der Gedenkstätte Bergen-
Belsen. Eine Zwischenbilanz zu
Ehren von Henry Friedlander,
Vorsitzender der Internationalen
Expertenkommission zur
Neugestaltung der Gedenkstätte
Bergen-Belsen. Hrsg. von der
Stiftung niedersächsische
Gedenkstätten, Celle 2007.

_ 241
Einen ersten Überblick bietet
der langjährige Projektleiter,
der zuvor als Leiter des
Gedenkstättenreferates
in der Niedersächsischen
Landeszentrale für
Politische Bildung und als
Gründungsgeschäftsführer
der Stiftung niedersächsische
Gedenkstätten, Wilfried
Wiedemann: „Earth Conceal
Not The Blood Shed On Thee“.
Neues Informations- und
Dokumentationszentrum
in Bergen-Belsen, in:
Gedenkstätten-Rundbrief 26
(2008), Nr. 6, S. 3-11.

_ 242

AugenZeugen. Fotos, Filme und Zeitzeugenberichte in der neuen Dauerausstellung der Gedenkstätte Bergen-Belsen. Hintergrund und Kontext. Hrsg. von Rainer Schulze und Wilfried Wiedemann, Celle 2007.

_ 243

Christian Wulff: Ansprache, in: Gedenkstätte Bergen-Belsen. Eröffnung des neuen Dokumentationszentrums am 28. Oktober 2007. Ansprachen – Grußworte – Botschaften. Hrsg. von der Stiftung niedersächsische Gedenkstätten, Celle 2007, S. 7-10, hier S. 10.

_ 244

Bernd Neumann: Ansprache, in: ebd., S. 11f., hier S. 11.

_ 245

Michael B. Berger: Bewegende Momente in Bergen-Belsen, in: Hannoversche Allgemeine Zeitung vom 29.10.2007, abgedruckt in: ebd. S. 48; ders.: Ein Festakt mit seltenem Tiefgang, in: ebd., S. 48f.

_ 246

Saskia Döhner: Dem Grauen ein Gesicht geben, in: Hannoversche Allgemeine Zeitung vom 29.10.2007, abgedruckt in: ebd. S. 49f.

_ 247

Andreas Krasselt: Mit den Fotos wird alles wieder lebendig, in: Neue Presse vom 29.10.2007, in: ebd., S. 52.

_ 248

Stefan Drößler: „Das Herz ist voll, man könnte heulen“, in: Cellesche Zeitung vom 31.10.2007, in: ebd., S. 60; ähnlich auch Gegen Vergessen – Für Demokratie, Nr. 54 vom Mai 2008, S. 6-11.

_ 249

Till Briegleb: Du sollst dir ein Bildnis machen – aber welches, in: Süddeutsche Zeitung vom 29.10.2007, in: Gedenkstätte Bergen-Belsen. Eröffnung des neuen Dokumentationszentrums am 28. Oktober 2007, S. 54f., hier S. 54.

Hier kann nicht der Ort sein, die verwundene Geschichte des Gedenkortes von der 1966 realisierten ersten Kleinausstellung über die 1990 vorgenommene Erweiterung hin zur dritten Ausstellungseröffnung 2007 nachzuzeichnen.²⁴¹ Im Gegensatz zu den vorherigen Annäherungen prägt die neue Präsentation eine visuell erweiterte Erinnerungskultur, die nicht vorschnell der Macht der Bilder erlag, sondern eine gründliche Reflexion vorschaltete.²⁴² Es fällt aber auf, dass der vollzogene Neubeginn keinen angemessenen Reflex in den Eröffnungsreden fand. „Business as usual“ allenthalben: hier Emotionalisierung, dort fast schon ausgesprochene Sachlichkeit, wenn beispielsweise Ministerpräsident Christian Wulff am 28. Oktober 2007 als „wichtigste Aufgabe“ definierte, die „Kette der Erinnerung niemals abreißen“ zu lassen.²⁴³ Staatsminister Bernd Neumann bekannte sich zwar zur „steten Suche nach der angemessensten Form des Erinnerns“ und warb für die ständige Weiterentwicklung der „Formen des Gedenkens und insbesondere auch der Vermittlung“. Konkreteres als universalistische Werte, wie die „Verteidigung der Menschenrechte, Eigenverantwortung, Zivilcourage und Toleranz“ wurden jedoch nicht angeboten.²⁴⁴

Auch die Medienresonanz auf den Festakt und die Neugestaltung der Gedenkstätte fiel fast einhellig begeistert aus. „Bewegende Momente“ und einen „Festakt mit seltenem Tiefgang“ befand die Hannoversche Allgemeine Zeitung.²⁴⁵ Dem Grauen werde ein Gesicht gegeben, urteilte Saskia Döhner.²⁴⁶ „Mit den Fotos wird alles wieder lebendig“ erkannte Andreas Krasselt für die Hannoversche Neue Presse.²⁴⁷ Auch Stefan Drößler lobte in der Cellesche Zeitung den „lebendigen Eindruck“, den die moderne Präsentationstechnik vermittele.²⁴⁸

Nur vereinzelt artikulierten sich Vorbehalte, etwa wenn Till Briegleb in der Süddeutschen Zeitung nach dem intendierten Bildnis fragt, das sich der Besucher der Gesamtpräsentation machen solle. Die rigide Ausstellungsstruktur präsentiere eine „durch abschließende Analyse gefrorene Geschichte“, anstatt die Auseinandersetzung mit den historischen Ereignissen als auch heute noch als „etwas Prozessuales, Brüchiges“ darzustellen. Dafür finde das „Gebäude keine symbolische Gestalt“.²⁴⁹ Auch wenn nach 1946 dem Freigelände u.a. von einem zuvor für nationalsozialistische Auftraggeber tätigen Landschaftsarchitekten ein kontemplativer Charakter verpasst wurde, so macht er Zweifel geltend, dass die durch Landschaftsarchitektur intendierte „Verbildlichung verlorener Authentizität“ sinnvoll sein könne, wenn „ein solcher Fake im Namen der Didaktik“ erfolgt.²⁵⁰ Der Kunstjournalist stellte zur Diskussion, ob nicht der gewachsene „goldene Friedhofsfrieden“ 62 Jahre nach der Befreiung der Opfer eine angemessene symbolische Lösung des Widerspruchs „zwischen kontemplativer Erinnerungsarchitektur und historischer Pflicht zur Vergegenwärtigung konkreter Verbrechen“ darstellen könne.

Während Petra Schellen in der Tageszeitung das vom Braunschweiger Architekturbüro KSP Engel und Zimmermann gestaltete, knapp 200 Meter lange Ausstellungsgebäude und seine Ausrichtung entlang einer ehemaligen Lagerstraße in warmen Tönen lobte²⁵¹, machte der Publizist Arno Widmann grundsätzliche Bedenken geltend. Für ihn steht das neue Dokumentationszentrum paradigmatisch für eine Architektur gewordene „Holocaust-Religion“, die Menschen durch „Überrumpelungsästhetik“ klein machen wolle.²⁵² In der „Herrschaftsarchitektur“ zähle deshalb „nicht seine Lachlust, seine Ironie, sein Witz, seine Intelligenz“, sondern der Wille zur Unterordnung, zur Annahme des Dargebotenen. Nicht nur in die Knie solle nach dem Willen der Architekten das Individuum gehen, sondern seine Gedanken beugen.

Indem Widmann das Ausstellungsgebäude als „Tempel“ bezeichnete und die inszenierte Auseinandersetzung mit den Verbrechen in den Rang einer „Religion“ erhob, war ihm schroffe Ablehnung sicher. In einem Leserbrief warf Prof. Joachim Perels, Mitglied der internationalen Expertenkommission zur Neugestaltung der Gedenkstätte, dem FR-Autoren vor, „gezielt erzeugte Vorurteile“ gegen die „wissenschaftliche Exaktheit und Solidität der Ausstellung“ einzusetzen.²⁵³ Perels ordnete die Auffassung Widmanns einer Position der „Gegenaufklärung“ zu und gab die Ausstellung unter Bezugnahme auf das Zeugnis Überlebender „als geschichtliches Vermächtnis ihres Leidens“ aus.

Der Zwischenruf Widmanns schoss im Detail deutlich über das Ziel hinaus. Die z.T. heftige Abwehr des Religionsvorwurfs vermochte jedoch den gegebenen Hinweis nicht gänzlich aus der Welt zu schaffen. Denn wer im Obergeschoss den „Raum der Namen“ besucht hat²⁵⁴, in dem Gedenkbücher mit den bekannten Namen der Häftlinge von Bergen-Belsen ausliegen, der konnte auch die elektrischen Kerzen sehen und in zahlreichen Sprachen ein Wort des Propheten Joel lesen. Widmann nennt den Raum übertriebener Weise ein „Allerheiligstes“, etwas Kapellenhaftes kann gleichwohl erkannt werden.

Während Perels bestritt, dass die Ausstellung zum Niederknien zwingt, bestätigten andere Leserbriefschreiber in Ablehnung der Widmannschen Position, dass wir uns „im Anblick der Monströsität der Verbrechen“ ruhig „klein“ fühlen“ sollten.²⁵⁵ Genau genommen unterstellte Widmann, dass Besucher spätestens in der „großen Halle“, dem lang gestreckten zentralen Ausstellungsraum, in die Knie gehen würden. Immerhin bemerkte auch die taz-Reporterin anerkennend die von den Architekten vorbereitete „kleine Geste“, dass einen Blick durch die Panoramaseiben des ins ehemalige Lager vorkragenden Gebäudeteils nur gewinnt, „wer sich bückt“.²⁵⁶

_ 250
Ebd., S. 55.

_ 251
Petra Schellen: Stiller Monolith in Grau, in: die Tageszeitung vom 29.10.2007, in: ebd., S. 56f.; ähnlich auch Nils Ballhausen: Arch und Wegbegleiter, in: Bauwelt vom 1.12.2007, in: ebd., S. 65-69.

_ 252
Arno Widmann: Die Holocaust-Religion, in: Frankfurter Rundschau vom 29.10.2007, in: ebd., S. 45f., hier S. 44.

_ 253
Joachim Perels: Ergebnis langjähriger Reflexionsarbeit, in: Frankfurter Rundschau vom 1.11.2007, in: ebd., S. 47.

_ 254
Nachdem Widmann mit der Vermutung konfrontiert wurde, dass er die Ausstellung wohl gar nicht besucht habe, könnte ich sogar einen Zeugen benennen; Michael Pechel: Offenbar nicht mit eigenen Augen gesehen, in: Frankfurter Rundschau vom 1.11.2007, in: ebd., S. 47.

_ 255
Helmut M. Lutsch: Monströsität der Nazi-Verbrechen, in: Frankfurter Rundschau vom 1.11.2007, in: ebd., S. 47.

_ 256
Schellen, Monolith, S. 56.

_ 257

Y. Michal Bodemann: In den Wogen der Erinnerung. Jüdische Existenz in Deutschland, München 2002.

_ 258

Vgl. etwa Almuth Hammer: „Vergessen oder Gerechtigkeit?“ Sakralitätskonzepte im Umgang mit der Shoa, in: Verbot der Bilder – Gebot der Erinnerung. Mediale Repräsentationen der Shoa. Hrsg. von Bettina Banasch/Almuth Hammer, Frankfurt am Main 2004, S. 397-410.

_ 259

Ingema Reuter/Gerd Winner: Haus der Stille/House of Silence. Begehbare Skulptur/Walk in Sculpture. Mit Fotografien von Manfred Zimmermann, Hannover 2000.

_ 260

Hans Mommsen: Der Nationalsozialismus als säkulare Religion, in: „Zwischen „nationaler Revolution“ und militärischer Aggression. Transformationen in Kirche und Gesellschaft 1934 – 1939. Hrsg. von Gerhard Besier, München 2001, S. 43-53, hier S. 53.

_ 261

Julius H. Schoeps: Erlösungswahn und Verrichtungswille. Der Nationalsozialismus als Politische Religion, in: ebd., S. 55-63, hier S. 59; siehe auch Michael Levy: Genozid und Heilserwartung. Zum nationalsozialistischen Mord am europäischen Judentum, Wien 1993; Claus-Ekkehard Bärsch: Die politische Religion des Nationalsozialismus: die religiösen Dimensionen der NS-Ideologie in den Schriften von Dietrich Eckart, Joseph Goebbels, Alfred Rosenberg und Adolf Hitler, München 2002.

_ 262

Schoeps, Erlösungswahn, S. 61.

_ 263

Daniel Levy/Natan Sznajder: Erinnerung im globalen Zeitalter: Der Holocaust, Frankfurt am Main 2001, S. 241ff.

Widmanns Sicht der Dinge, dass die staatliche Erinnerungskultur eine „Religion“ schaffe, deren „zentrales Glaubensgut“ die „Einzigartigkeit des Holocaust“ sei, sollte nicht vorschnell weggewischt werden. Denn unter Bezug auf Peter Novick hat beispielsweise Y. Michal Bodemann Ausführungen zur „Gedenkkultur als säkulare Religion“ vorgelegt.²⁵⁷ Dass Sakralitätskonzepte bei der Erinnerung an den Holocaust eine nicht unerhebliche Rolle spielen, hat u.a. Almuth Hammer herausgestellt.²⁵⁸ Auch in der Gedenkstätte Bergen-Belsen gehören christliche Gedenkformen zur gewachsenen Erinnerungstradition: Das „Haus der Stille“, die im Jahre 2000 realisierte begehbare Skulptur des Künstlerpaares Ingema Reuter und Gerd Winner, erhielt intensive Förderung durch die evangelische Kirche.²⁵⁹

Sakralisierung evoziert aber Unterwerfungsgesten, die das Individuum erstarren lassen. So sinnvoll eine Ritualisierung von Trauer sein mag, so wenig überzeugend erscheint in einer durch Säkularisierung geprägten Welt eine sekundäre Sakralisierung. In der Annäherung an die Opfer implementiert das offizielle Gedenken gleichsam die traditionsreiche jüdische Kultur. Doch womöglich schlägt hier auch die vergangene Realität auf die heutigen Erinnerungsformen durch: Der Zeithistoriker Hans Mommsen sieht das NS-Regime höchstens „Anklänge an die christliche Überlieferung und Semantik zur Manipulation der öffentlichen Meinung“ nutzen, so dass es keineswegs zur „Erzeugung einer alternativen Religion“ kam.²⁶⁰ Während Mommsen also den Nationalsozialismus nicht mit dem Begriff der „politischen Religion“ beschreiben will, haben demgegenüber Julius H. Schoeps und andere die Entwicklung der nationalsozialistischen Judenverfolgung heilsgeschichtlich gedeutet und auf eine „Verschmelzung von Politik und Religion“ im Nationalsozialismus hingewiesen.²⁶¹ „Fast alle einschlägigen Elemente des christlichen Erlösungsgedankens“ seien im Nationalsozialismus nachweisbar, so dass sich selbst im nationalsozialistischen Vernichtungswillen Motive der christlichen Apokalyptik zeigten.²⁶² Es bedürfte noch näherer Untersuchung, ob und inwieweit die schamvolle Auseinandersetzung mit Schuld und Vergebung am Ende auch der deutschen Gedenkkultur religiöse Züge verliehen hat.²⁶³

Stille Nachdenklichkeit braucht es sicherlich, untertäniges Schweigen und einen moralischen Fundamentalismus aber nicht. Bei aller Anerkennung der in den Gedenkstätten geleisteten Arbeit, kann doch nicht übersehen werden, dass als Ergebnis bürgerschaftlichen Engagements der letzten drei Jahrzehnte durch die finanzielle Bundesförderung und die Einbringung auch der Gedenkstätte Bergen-Belsen in eine Stiftung gleichsam eine Verstaatlichung der Erinnerung stattgefunden hat. Dies hat zwar die finanzielle Ausstattung verbessert, jedoch die Einrichtung in eine andere Reputationsordnung gestellt, die budgetär die Erinnerungsnotwendigkeit mit ande-

ren staatlichen Erfordernissen, etwa des Klimaschutzes, abgleicht. Die politische Verteilmechanik rechnet Konzepte in Planstellen und Projektförderungen um, was am Ende die staatliche Erinnerungskultur mit einer ambivalenten Haushaltslogik konfrontieren wird. Vor diesem Hintergrund bedarf es weiterhin bürgerschaftlicher Erinnerungsinitiativen, da ansonsten Gedenken und Erinnern ausschließlich der Staatspolitik überantwortet werden, wodurch parteipolitische Indienstnahme und bürokratische Entleerung stärkeren Einfluss gewinnen könnten.

III.

Auch auf dem Gebiet der Erinnerung nationale Verengungen zu überwinden, gilt vielen als Notwendigkeit. Transnational, also mindestens europäisch müsste die Erinnerungskultur werden; angesichts der Globalisierung womöglich auch weltumspannend.²⁶⁴ Massenkulturell beginnt sich ein kosmopolitisches Gedächtnis auszuprägen, das im medialen Zeitalter Vergangenheit zu zukunftsfähigen Botschaften transzendiert. Aus komplexen Sachverhalten und historischen Prozessen werden – wie Daniel Levy und Natan Sznaider am Beispiel der modernen Anne Frank zeigen – ins Universelle gewendete „Geschichten mit starken Individualisierungstendenzen“.²⁶⁵ Die Tendenz zur Universalisierung ist unübersehbar, eine Entkonkretisierung und Dekontextualisierung der NS-Vernichtungs- und Zwangsarbeitspolitik die Folge. Den kleinsten gemeinsamen Nenner gesellschaftspolitischer Schlussfolgerungen aus der historischen Katastrophe bildet dabei die Menschenrechtserziehung, die zum Teil mit einem moralischen Impetus untermauert wird.²⁶⁶ Dass damit ein schmaler Grat betreten wird, ist den pädagogischen Experten der Gedenkstätten nur zu bewusst, denn Universalisierung weicht tendenziell historische Zusammenhänge auf.

Wer aber eine transnationale Erinnerungsperspektive anstrebt, hat auch die Frage nach dem Träger der Blickpunkterweiterung zu beantworten. Zuletzt richteten sich die Hoffnungen insbesondere auf die Task Force for International Cooperation on Holocaust Education, Remembrance and Research, die im Nachgang zur 1998 durchgeführten Stockholmer Konferenz den Holocaust und seine Erinnerung zum Gegenstand der internationalen Politik macht. Nach Jens Kroh holte hierdurch die Politik auf dem Feld der Transnationalisierung der Holocaust-Erinnerung auf, was den „politischen und wissenschaftlichen Eliten die Rückgewinnung einst eingebüßten Kapitals in der Deutung der Vergangenheit“ ermögliche.²⁶⁷ Viele Ost- und Südosteuropahistoriker, wie Stefan Troebst, sehen dagegen bestehende „erinnerungskulturelle Trennlinien“ zwischen den westlichen und den östlichen Mitgliedsstaaten der EU, die eine Diversifizierung des europäischen Gedächtnisses an die Zeit des Zwei-

_ 264

Jens Kroh: Transnationale Erinnerung. Der Holocaust im Fokus geschichtspolitischer Initiativen, Frankfurt am Main; New York 2008; Universalisierung des Holocaust? Erinnerungskultur und Geschichtspolitik in internationaler Perspektive. Hrsg. von Jan Eckel und Claudia Moisel, Göttingen 2008.

_ 265

Levy/Sznaider, Erinnerung, S. 224.

_ 266

Annette Eberle: Pädagogik und Gedenkkultur : Bildungsarbeit an NS-Gedenkorten zwischen Wissensvermittlung, Opfergedenken und Menschenrechtserziehung. Praxisfelder, Konzepte und Methoden in Bayern, Würzburg 2008; Volker Lenhart: Menschenrechtserziehung. Königsweg der Erinnerungsarbeit?, in: Nach Kriegen und Diktaturen. Umgang mit Vergangenheit als internationales Problem. Bilanzen und Perspektiven für das 21. Jahrhundert. Hrsg. von Alfons Kenkmann, Essen 2006, S. 215-226.

_ 267

Kroh, Erinnerung, S. 233.

_ 268

Stefan Troebst: Jalta versus Stalingrad, Gulag versus Holocaust. Konfligierende Erinnerungskulturen im größeren Europa, in: Berliner Journal für Soziologie 15 (2005), Nr. 3, S. 381-400, hier S. 381, siehe auch Claus Leggewie: Ein Schlachtfeld wird besichtigt. Sieben Kreise transnationaler Erinnerung Europas, oben, S. 21ff.

_ 269

Kroh, Erinnerung, S. 234; Jens Kroh: Erinnerungskultureller Akteur und geschichtspolitisches Netzwerk. Die „Task Force for International Cooperation on Holocaust Education, Remembrance and Research“, in: Universalisierung des Holocaust, S. 156-173.

_ 270

Vgl. Harald Schmid: Europäisierung des Auschwitzgedenkens? Zum Aufstieg des 27. Januar 1945 als „Holocaustgedenktag“ in Europa, in: ebd., S. 174-202, hier S. 200.

_ 271

Kroh, Erinnerung, S. 235.

_ 272

Ebd., S. 236f.

_ 273

Mark Herkenrath: Transnationale Konzerne im Weltsystem. Globale Unternehmen, nationale Wirtschaftspolitik und das Problem nachholender Entwicklung, Opladen 2003; Nathan M. Jensen: Nation-states and the multinational corporation. A political economy of foreign direct investment, Princeton, N.J. 2008.

ten Weltkrieges und der Diktaturen nahe legen.²⁶⁸ Die Teilnahme etwa der baltischen Staaten am Stockholmer Prozess verweist daher wohl auch auf eine europakonforme political correctness, die außenpolitische Rücksichtnahmen erforderlich macht.

Dass die Aktivitäten der Task Force tatsächlich so etwas wie „ein quasi amtliches europäisches Gedächtnis“ konstituiert haben, kann denn doch bestritten werden, wie überhaupt die Vorstellung einer gleichsam rechtsförmig vereinheitlichen Erinnerung eine Formierung von Denk- und Geschichtstraditionen unterstellt, die für ein Europa der souveränen Staaten und Regionen wenig wünschenswert erscheinen. Auch der Befund, dass die älteren EU-Mitgliedsstaaten nach dem Vorbild der USA den Holocaust und Auschwitz zu ihrem „Gründungsmythos“ erwählt hätten, verwechselt Symbole mit materieller Politik.²⁶⁹ Dies lässt sich auch vom 27. Januar sagen, der sich nach 1995, von der Bundesrepublik Deutschland ausgehend, als europäischer Holocaustgedenktag etabliert hat. Ob daraus ein „europäisches Zentraldatum“ wird, muss schon allein deshalb fraglich bleiben, wenn der Deutsche Bundestag den Gedenktag datumsgenau nur begeht, sofern er auf einen Wochentag fällt. Zudem mangelt es an einer flächendeckenden dezentralen Umsetzung.²⁷⁰ Es können mithin berechtigte Zweifel angemeldet werden, dass aus der formellen Institutionalisierung eines Gedenktages und der Etablierung eines Akteursnetzwerks von Erinnerungsprofis eine „echte europäische Erinnerungsgemeinschaft“ erwächst.²⁷¹

So bedeutsam in erinnerungspolitischer Hinsicht die Aufnahme der Gedenkstätte Auschwitz in das Weltkulturerbe der UNESCO und der 2005 nach kontroverser Diskussion angenommene Beschluss der Vereinten Nationen waren, den Gedenktag auch in den weltweiten Erinnerungsfokus zu stellen, so wenig Illusionen sollten wir uns über die realpolitische Reichweite machen.²⁷² Denn die durchsetzungsfähigen Akteure bilden im internationalen Kontext eine ähnliche Minderheit, wie die Gruppe der WASP in den USA.

Woran es vor allem fehlt, sind transnationale Träger einer transnationalen Erinnerung an den deutschen Eroberungskrieg, die millionenfache Zwangsarbeit in der nationalsozialistischen Kriegsgesellschaft und den Völkermord an den europäischen Juden. Während derzeit die Aushandlung von Partikularinteressen verschiedener Beteiligter Sache internationaler Institutionen und Diplomategremien ist, bleibt die Wirtschaft, abgesehen von gelegentlich übermittelten Finanzierungsforderungen, weithin außen vor. Nachdem multinationalen Unternehmen gerade in Globalisierungszeiten eine umfassende ökonomische und soziale Regelungskompetenz zugesprochen wird²⁷³, erhält in jüngster Zeit ihre Fähigkeit mehr Beachtung, auch international ein Unternehmenskonzept der Diversity und der Corporate Social Responsibility

umzusetzen.²⁷⁴ Dass zu einer internationalen Unternehmenskultur auch Geschichtsbilder gehören und in einem multinationalen Konzern unterschiedliche nationale Erzählungen aufeinander stoßen, unterstreicht das Erfordernis einer Ausbalancierung. Denn in einem Weltunternehmen, wie dem Volkswagen Konzern, treffen familiäre Erinnerungen von polnischen und deutschen Mitarbeitern aufeinander oder stellen israelische, amerikanische, brasilianische oder griechische Kunden Fragen, auf die das Unternehmen Antworten finden sollte.

Die Orientierungskraft von Geschichte auf der einen und das mit historischen Sachverhalten verbundene Drohpotential auf der anderen Seite veranlassten Unternehmen in ähnlicher Weise wie Staaten oder andere Kollektivsubjekte zur Wahrung ihrer Interessen. Führte dies früher vor allem zur Bemäntelung, zur Verharmlosung oder zur Leugnung, hat sich bei Volkswagen, 1937 als Wirtschaftsunternehmen der Deutschen Arbeitsfront gegründet, in den 1980er Jahren eine Politik der Aufklärung durchgesetzt.²⁷⁵ Das Symbolunternehmen Deutschlands, dessen Käfer zur Silhouette des Wirtschaftswunders wurde, öffnete sich im Golf-Zeitalter historischer Forschung und zog unternehmenspolitische Schlussfolgerungen aus der Einbezogenheit in die deutsche Rüstungswirtschaft und das NS-Zwangsarbeitssystem.²⁷⁶ Neben dem 1998 eingerichteten Humanitären Fonds, der sich an ehemalige Zwangsarbeiter der damaligen Volkswagen Gesellschaft richtete und der Stiftung Erinnerung, Verantwortung, Zukunft vorausging, zählt auch die Publikation von Selbstzeugnissen ehemaliger Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern, darunter auch jüdische KZ-Häftlinge, die 1944 über Auschwitz in die Fabrik gelangt waren.²⁷⁷ Auch die 1999 auf dem Betriebsgelände in einem ehemaligen Luftschutzbunker eröffnete Dauerausstellung, die „Erinnerungsstätte an die Zwangsarbeit auf dem Gelände des Volkswagenwerks“,²⁷⁸ hält die Erinnerung an die menschenrechtswidrige Ausbeutung und an den Tod von mehrheitlich ausländischen Zwangsarbeitern wach.

– 274

Celia de Anca: *Managing diversity in the global organization. Creating new business values*, Basingstoke 2007; John M. Kline: *Ethics for international business. Decision making in a global political economy*, London 2008.

– 275

Als Ergebnis geschichtswissenschaftlicher Forschung liegt u.a. vor: Hans Mommsen/Manfred Grieger: *Das Volkswagenwerk und seine Arbeiter im Dritten Reich*, Düsseldorf 1996.

– 276

Manfred Grieger: *Historical Responsibility: Corporate Forms of Remembrance of National Socialist Forced Labour at the Volkswagen Plant*, in: *Corporate Ethics and Corporate Governance*. Ed. by Walter Zimmerli, Klaus Richter and Markus Holzinger, Berlin 2007, S. 211-230.

– 277

Siehe etwa *Überleben in Angst. Vier Juden berichten über ihre Zeit im Volkswagenwerk in den Jahren 1943 bis 1945*. Hrsg. von Manfred Grieger/Ulrike Gutzmann/Dirk Schlinkert, Wolfsburg 2005; *Olga und Piet. Eine Liebe in zwei Diktaturen*. Hrsg. von Manfred Grieger/Ulrike Gutzmann/Dirk Schlinkert, Wolfsburg 2006; Hörbuch „Niemand wusste, was morgen sein würde.“ *Ehemalige Zwangsarbeiter des Volkswagenwerks erinnern sich.* Dramaturgie und Regie: Gilbert Holzgang. Hrsg. von Manfred Grieger, Ulrike Gutzmann und Dirk Schlinkert, Wolfsburg 2007 (2 CDs).

– 278

Katalog „Erinnerungsstätte an die Zwangsarbeit auf dem Gelände des Volkswagenwerks“. Hrsg. von der Historischen Kommunikation der Volkswagen Aktiengesellschaft, Wolfsburg 2008.

_279

Wolfgang Sofsky: Lob des Vergessens, Gedanken zur Zeit am 6.2.2005 im DeutschlandRadio Berlin, <http://www.dradio.de/dlr/sendungen/signale/345402/>; Tillmann Bendikowski: Vergesst das Erinnern. Warum wir in Zukunft mehr über das Vergessen reden müssen, oben S. 99ff.

Historische Verantwortung zu übernehmen, heißt in diesem Zusammenhang auch Wissen zu erweitern, Empathie zu ermöglichen und eigene Eindrücke und Wahrnehmungen zu fördern. Diesem Zweck dienen die seit 1987 in der Internationalen Jugendbegegnungsstätte Auschwitz in Oświęcim gemeinsam mit polnischen Jugendlichen durchgeführten Seminare für Auszubildende. Neben dem Meinungs austausch mit Überlebenden des Lagers und Rekonstruktionsarbeiten in der Gedenkstätte soll der zweiwöchige Aufenthalt Zeit für eine individuelle Auseinandersetzung mit der Geschichte dieses Ortes geben. Inzwischen besteht ein ähnliches Bildungsangebot auch für Mitglieder des Managements, für Führungsnachwuchskräfte und Meister. Das Unternehmen Volkswagen wird also mit seiner betrieblichen Erinnerungskultur selbst zum Akteur auf dem Feld der transnationalen Erinnerung, weil es Zukunft gestalten will, ohne auf der Leugnung der Vergangenheit zu gründen.²⁷⁹ <<

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

TILLMANN BENDIKOWSKI

Historiker und Journalist, Leiter der Medienagentur Geschichte (Hamburg); *zuletzt*: Der Tag, an dem Deutschland entstand. Geschichte der Varusschlacht, München 2008.

JULIANE BRAUER

Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Center für Digitale Systeme (CeDiS) der Freien Universität Berlin im Projekt „Zeugen der Shoah“; *zuletzt*: Musik im Konzentrationslager Sachsenhausen, Berlin 2008.

INSA ESCHEBACH

Leiterin der Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück; *zuletzt*: Öffentliches Gedenken. Deutsche Erinnerungskulturen seit der Weimarer Republik, Frankfurt am Main 2005.

MANFRED GRIEGER

Leiter der Historischen Kommunikation der Volkswagen Aktiengesellschaft; *zuletzt*: Der neue Geist im Volkswagenwerk. Produktinnovation, Kapazitätsabbau und Mitbestimmungsmodernisierung, in: Morten Reitmayer/ Ruth Rosenberger (Hrsg.): Unternehmen am Ende des „goldenen Zeitalters“, Essen 2008, S. 31-66.

ULRIKE JUREIT

Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Hamburger Institut für Sozialforschung; *zuletzt*: Generationenforschung, Göttingen 2006.

VOLKHARD KNIGGE

Direktor der Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora; *zuletzt*: (mit Imanuel Baumann) "... mitten im deutschen Volke". Buchenwald, Weimar und die nationalsozialistische Volksgemeinschaft, Göttingen 2008.

CLAUS LEGGEWIE

seit August 2007 Direktor des Kulturwissenschaftlichen Instituts Essen; *zuletzt*: (mit Erik Meyer) "Ein Ort, an den man gerne geht". Das Holocaust-Mahnmal und die deutsche Geschichtspolitik nach 1989, München 2005.

BERTRAND PERZ

Dozent am Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien und Mitglied der Arbeitsgruppe zur Neugestaltung der KZ-Gedenkstätte Mauthausen; *zuletzt*: Das Konzentrationslager Melk. Steyr-Daimler-Puch und das "Projekt Quarz", Innsbruck 2007.

DIRK SCHLINKERT

seit 1997 in der Historischen Kommunikation der Volkswagen Aktiengesellschaft; *zuletzt*: Konjunkturen eines Mythos. Der Weg des Phaëthon in das kulturelle Gedächtnis der Antike und Moderne, in: Lutz Raphael/Ute Schneider (Hrsg.): Dimensionen der Moderne. Festschrift für Christof Dipper, Frankfurt am Main 2008, S. 109-128.

Forschungen Positionen Dokumente

Schriften zur Unternehmensgeschichte von Volkswagen

BD. 1

Werner Widuckel,

„Paradigmenentwicklung der Mitbestimmung bei Volkswagen“

Wolfsburg 2004

ISBN 978-3-935112-18-5

Historische Notate

LIEFERBARE HEFTE

HEFT 2

Markus Lupa,
„Das Werk der Briten.
Volkswagenwerk und
Besatzungsmacht 1945 – 1949“
2. Aufl. Wolfsburg 2005
ISBN 978-3-935112-00-0

HEFT 4

Jean Baudet,
„STO à KdF 1943 – 1945.
Die Erinnerungen des Jean Baudet“
Wolfsburg 2000
ISBN 978-3-935112-02-3

HEFT 5

Malte Schumacher, Manfred Grieger,
„Wasser, Boden, Luft. Beiträge zur
Umweltgeschichte des Volkswagen-
werks Wolfsburg“
Wolfsburg 2005
ISBN 978-3-935112-09-3

HEFT 6

Henk 't Hoen,
„Zwei Jahre Volkswagenwerk –
Als niederländischer Student im
'Arbeitseinsatz' im Volkswagenwerk
von Mai 1943 bis zum Mai 1945“
Wolfsburg 2002
ISBN 978-3-935112-03-1

HEFT 7

„Volkswagen Chronik“
Wolfsburg 2008
ISBN 978-3-935112-10-6

HEFT 8

Ralf Richter, „Ivan Hirst.
Britischer Offizier und Manager
des Volkswagenaufbaus“
Wolfsburg 2003
ISBN 978-3-935112-12-3

HEFT 9

„Abfahrt ins Ungewisse. Drei Polen
berichten über ihre Zeit als Zwangs-
arbeiter im Volkswagenwerk vom
Herbst 1942 bis Sommer 1945“
Wolfsburg 2004
ISBN 978-3-935112-17-8

HEFT 10

Manfred Grieger, Dirk Schlinkert,
„Werkschau 1. Fotografien aus dem
Volkswagenwerk 1948 – 1974“
Wolfsburg 2004
ISBN 978-3-935112-20-8

HEFT 11

„Überleben in Angst.
Vier Juden berichten über ihre Zeit
im Volkswagenwerk in den
Jahren 1943 bis 1945“
Wolfsburg 2005
ISBN 978-3-935112-21-5

HEFT 12

„Olga und Piet. Eine Liebe
in zwei Diktaturen“
Wolfsburg 2006
ISBN 3-935112-23-9

HEFT 13

Ulrike Gutzmann, Markus Lupa
„Vom ‚Vorwerk‘ zum FahrWerk.
Eine Standortgeschichte des
Volkswagen Werks Braunschweig“
Wolfsburg 2008
ISBN 978-3-935112-27-7

FPD

Die Zukunft der Erinnerung.

02

© Volkswagen Aktiengesellschaft
Historische Kommunikation
Brieffach 1974
D-38436 Wolfsburg
www.volkswagen.de
E-Mail: history@volkswagen.de